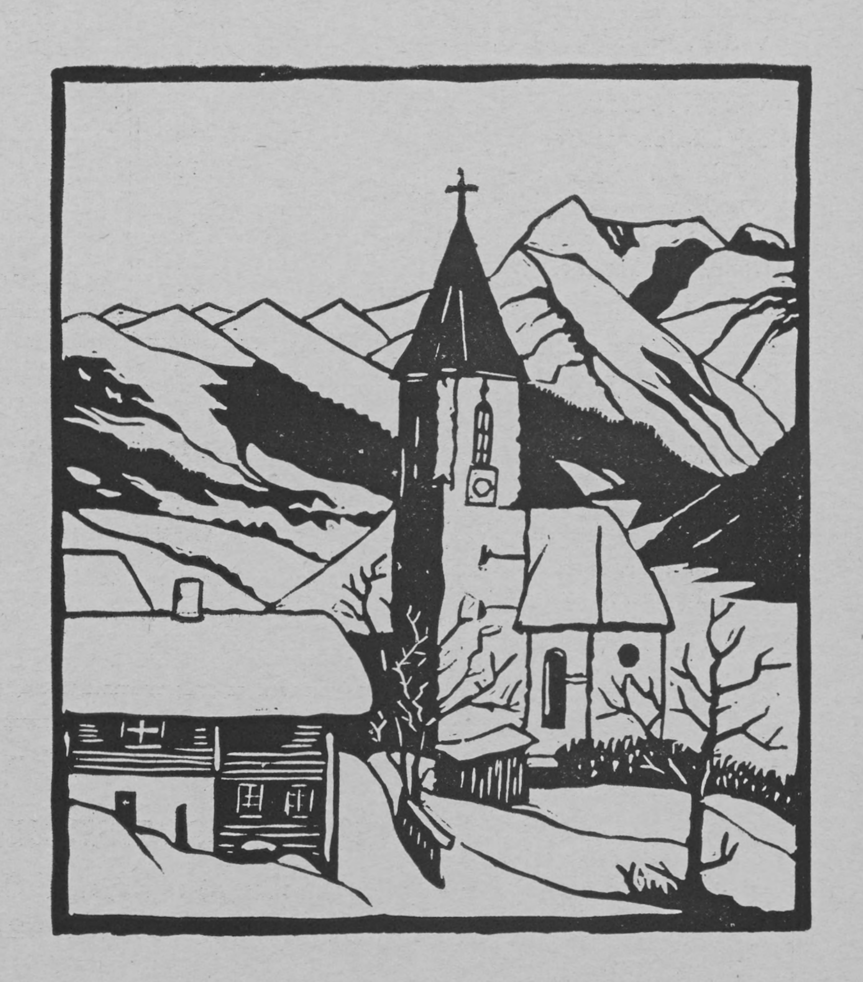
MARIENBOTE



Dezember 1944

WESTERN CANADA'S FAVOURITE
CLOTHES FOR MEN



"Ware's Wares Wear Well"
1719 Scarth St. REGINA



Regina Bottlers' SOFT DRINKS
add to the enjoyment of festivities
- STILL GRAPE
- ORANGE CRUSH
- PEPSI-COLA
- 7-UP

REGINA BOTTLERS LTD.

Inhalt

LATE AUTUMN

How calm and quiet nature seems!
Hushed is the voice of rippling streams,
No birds sing in the leafless trees
No crickets chirp—no hum of bees.

No breezes stir the withered grass
Only your footsteps as you pass.
Grey clouds are draping all the scene;
'Tis Autumn: cold, reserved, serene.

For spring and summer's work is done
Harvest sounds have ceased to hum.
Both man and nature did their best:
Now comes their time of well-earned rest.

We have a very limited supply of
Religious Christmas Cards
Order Your Cards NOW from
THE MARIAN PRESS
922–24 Victoria Ave. Regina, Sask.

CARMELITE SISTERS, D.C.J.

A Canadian Novitiate has now been opened

Daughters of good families, from 18 to 25 years of age, who wish to consecrate themselves to the Sacred Heart of Jesus for the salvation of souls, may apply to

†

Reverend Mother Superior,

Carmel D.C.J.

108 Harrison Street

Toronto, Canada

†

CARMELITINNEN vom göttl. Herzen Jesu

Ein canadisches Noviziat jetzt eröffnet.

Töchter aus guten Familien, welche Beruf zum Ordensleben fühlen und ihr Leben der Rettung der Seelen widmen wollen, finden Aufnahme bei den **Carmelitinnen vom göttl. Herzen Jesu,** Toronto, Ont., Canada. Alter 18--25 Jahre.

PHONE 5572
Vince Leier and John Leier Sr., Proprietors

LEIER BROS. TIRE SERVICE
◆ Have your Thresher Belts Repaired Before Next Fall ◆
VULCANIZING and RETREADING

1714—10th Ave. Regina, Sask.

Der Marienbote

Monatsschrift für die katholische Familie. Herausgegeben von den Oblatenpatres zu Regina. Adresse: The Marian Press, 922-24 Victoria Ave., Regina, Sask., Canada. Preis: $1.00 jährlich.

A monthly magazine for the Catholic family. Published by the Oblate Fathers at The Marian Press — 922-24 Victoria Ave., Regina, Sask., Canada. Price: $1.00 a year.

Schriftleiter - Rev. Father H. Krawitz, O.M.I. – Editor
Rev. Father J. Peters, O.M.I. — Assistant Editor

Nr. 3 Dezember 1944 13. Jahrgang

Dies und Das

Dezember Das Jahr geht seinem Ende zu. Donnernd reissen seine letzten Tage noch unübersehbare Fluten von Menschenleid und Menschenschuld, von Hass und von Verzweiflung in die abgrundlosen Tiefen der Zeit. Dort bleiben sie, die brausenden Wasser der Geschichte, bis zur Stunde, da des grossen Meisters Wort ihren Wogen Stille gebietet und die Jahrtausende zitternd sich rüsten zum Gericht.

Wieder ist ein Jahr dahin. Wir haben seine Sonne gesehen und seine Stürme. Wir haben gestanden und Ausschau gehalten nach dem grossen, heiss ersehnten Tag des Friedens. Und wir haben geschwiegen oder entsetzt nach Worten gesucht oder in wahnsinniger Lust unseren Beifall in die Lüfte geschrien, als auch in diesem Jahre von allen Bergen und Burgen der eiserne Ruf erklang: Frieden — ja. Versöhnung aber gibt es nicht!

Welch' tiefe Nacht des Geistes muss sich doch auf uns herabgesenkt haben, dass wir heute nach einem Frieden ohne Versöhnung rufen können! Wir sehen diese Nacht nicht, weil wir eben unsere Gewissen viel zu sehr an ihre Finsternis gewöhnt haben. Nur wenn wir an jene liebe, heilige Nacht denken, der jetzt im Adventsmonat die ganze Christenheit entgegenschaut, nur dann mag wohl in unserer Brust eine heimliche Wehmut erwachen und ein stilles Sehnen nach den erhabenen Gütern dieser Nacht, deren Segen wir von uns gestossen.

Gross stehen die Lügen und die Grausamkeiten dieser Welt vor unserem Geiste, wenn wir in stillen Adventsstunden an sie denken und sie vergleichen mit dem Zauber und der gnadenvollen reinen Liebe, die da aus des Weihnachtskindes Augen unsere Finsternisse so hoffnungsvoll durchstrahlen. In solchen Stunden kommt uns mehr als je die bittere Erkenntnis: Es ist doch wahr, dass eine Welt, die nichts mehr wissen will vom Lichte der Erlösung, auch nichts mehr weiss von dem Grossen und Edlen, von dem Wahren und Erhabenen und Erbarmenden, das in diesem Lichte göttlich sich spiegelt. Wo das verloren ist, da bleibt nichts mehr ausser jener Nacht, die seit Anbeginn schon Freundin war der bösen Mächte. Freundin nicht nur der heimlichen Laster, der Diebe und der Räuber, aber auch Freundin all' der tiefsten Leidenschaften und Unmenschlichkeiten, deren ein von den Himmeln sich losgesprochenes Volk fähig ist — und die unseres Zeitalters Geist im Krieg und im Frieden geworden!

In ungebändigter Lust toben diese Mächte ihren Höllentanz dahin, verflucht und umjubelt von Millionen. Und sie toben nicht nur durch Länder, Städte und Meere, auch in unseren Hirnen wüten sie, so dass wir heute wirklich nicht mehr wissen, was recht ist und was schlecht.



Ist noch Hoffnung? Fast an den Ausgangstoren des Jahres liegt die heilige Nacht. Ob wir wohl nicht doch noch einmal in das Licht ihrer Sterne gelangen? Der Weg zwischen dieser Nacht und unserer Welt ist weit—fast hoffnungslos weit. Es müssten schon alle Wunder des göttlichen Erbarmens auf uns herabkommen, wenn wir diesen Weg während unseres Zeitalters noch hinaufsteigen wollten bis zu jenen Höhen, wo die Gnade herrscht und die Völker mit Scham nur zurückschauen in die Tage ihrer Politik der Finsternis.

Es ist die Welt aber noch lange nicht gewillt, diesen Weg zu beschreiten. Im Gegenteil: Sie ist fest entschlossen, des Blutes und der Tränen nicht zu sparen, bis das Ziel erreicht ist.

Was dieses Ziel ist, das weiss niemand. Einen Frieden, so wie ihn die freudig erschreckenden Hirten der heiligen Nacht verstanden, schliesst dieses Ziel jedenfalls nicht in sich. Und damit ist uns auch schon die beste Zukunftsschau über die Schicksale von morgen gegeben. Es wird sein, dass auch nach diesem Kriege die Bestie im Menschen noch lange nicht gezähmt zu Füssen eines besseren Menschheitswillen liegt.

Diese Bestie im Menschen lässt sich eben nicht durch Schwerteskraft, auch nicht durch Brot und schöne, neue Häuser und Städte und Brüderlichkeit und Freiheit und Gleichheit im irdischen Sinne meistern. Sie hat viele Mäuler und die gefährlichsten dieser Mäuler sind Stolz und Gier.

Glauben wir wirklich, dass nur der Hunger nach Gerechtigkeit der Triebpuls all' unserer unglückseligen Politik gewesen ist? Gebt allen Menschen alles, was sie nur geniessen können: Es werden immer noch genügend Revolutionäre bleiben, vor der jede Feste des Friedens unsicher steht. Das Gift unserer Zeit liegt nicht im Magen, es liegt im Geiste, in einem vollständig umgekehrten Denken und Wollen und Wünschen und Verlangen. Und so ist es denn der Geist, der erneuert werden muss, nicht die Pläne der Diplomatie und der Wirtschaft, wenn wir wirklich auf eine neue, bessere Welt hoffen wollen.



Advent Am Anfang der Adventszeit steht die wuchtige Gestalt des Jordanmannes. Seine Worte von der Axt, die bereits an der Wurzel des faulen Baumes liegt, sind weit hinausgedrungen über die Grenzen der Wüste, in der er einsam lebte und taufte. Wir brauchen wahrhaftig nicht auf die Erfüllung dieser Johannesprophezeiung zu warten. Es hat sich diese Axt ja schon tief hineingeschlagen in das faul gewordene System unserer Welt. Viel Holz ist da schon abgesplittert und wird nie mehr leben. Es ist halt so, dass der Schöpfer gerade das Böse zu seinem Rächer macht, das wir, alles Erdenglück von ihm erwartend, hervorgerufen.

Rauh ist die Adentszeit in diesem Jahre. Wenig Stimmen nur erheben klagend sich zum Himmel. Wenige nur beugen ihre Knie vor dem Allmächtigen, ihre Mitschuld an den Sünden der Völker bekennend. Jede kleine und jede grosse persönliche Sünde ist ja doch ein Teilchen der grossen Menschheitsschuld, unter deren Fluch wir heute stöhnen.

Gross ist diese Menschheitsschuld. Grösser aber als sie bleibt doch das Erbarmen der Gottheit, die Sich am Ende der grossen Adventszeit liebend zu uns Menschen geneigt. Es gibt noch Hoffnung, solange die Gnaden von Bethlehem bei uns auf Erden sind. Und diese Gnaden bleiben mit uns bis ans Ende der Zeiten. So hat Er es uns verheissen, Dessen Wort kein Sturm verweht.

In dieser Welt, wo wir an die Dauerhaftigkeit keines Versprechens, keines Vertrages und keines Programmes mehr glauben können, in dieser Welt des ununterbrochenen Wehens und Vergehens, gibt es also doch noch etwas, worauf wir bauen können. Und zwar bauen mit der frohen Gewissheit, dass aus diesem Schaffen jene neue, bessere Welt erwächst, um die wir uns und unsere Kinder betrogen.

Zeugnis der Treue Gottes ist uns der Weihnachtsstern. Zwar sehen wir nichts mehr von seinem reinen Strahlen, wenn wir in dunkler Weihnacht suchend die Himmel durchforschen. Wir finden es aber, das Leuchten des heiligen Sternes, in den unschuldigen Augen unserer Kleinen. Dort steht es geschrieben mit göttlicher Schrift, was Jesus einmal gesagt: "Wenn ihr nicht werdet wie die Kinder!"

Wollte sie doch wieder in uns erwachen, die Jugend des Gottesmenschen, die in den Kindern vor uns steht. Jene Tage des Glaubens an Liebe und an Güte, jene Tage, da wir noch nicht lügen konnten und auch nicht listig betrügen. Wo wir felsenfest auf Vater und Mutter bauten, weil wir wussten, dass sie selbstlos sind und edel, und wo wir mit noch viel grösserem Vertrauen Gottvater liebten und mit aller Kraft unserer feinen, reinen Stimmen singend in der Kirche Ihn lobten.

Kehrte dieser Geist wieder ein in unsere sünden- und leidenvolle Herzen, dann würde auch bald das grosse Frohlocken der Menschen und der Völker, vor dem die Heiligen Schriften sprechen, vom Norden und vom Süden, vom Aufgang der Sonne bis zu ihrem Niedergang die Erde erfüllen. Und auch die Wolken würden jubeln, denn nicht mehr brauchten sie Träger zu sein von Klagerufen, die der Mensch ihnen zuruft in seiner einsamen Not: Sie würden hinauftragen in die

Höhen Gottes das brausende, schluchzende, stürmende Dankeslied einer erlösten Menschheit.

★ ★ ★

Das Jahr ist aus Das Jahr ist aus. Und der Mensch schaut hinauf zu den ewigen Himmeln: "Kann ich Dir, o Herr, ein 'Te Deum' singen? Oder sollte ich mich verbergen in der Wüste der Büsser und dort mit flehend erhobenen Händen zu Dir hinaufrufen: Erbarme Dich meiner, o Gott, nach Deiner grossen Barmherzigkeit. Denn meine Missetat erkenne ich und meine Sünde steht allezeit gegen mich!

"Ich bin irre an mir selbst, o Herr. Als Du es dieses Jahr Frühling werden liessest und Sommer, als ich die Wiesen sah und die Erntefelder, das lebende Grün der Bäume und die unzähligen Tropfen von Tau an den Gräsern, als ich das Blühen bewunderte und dem Liede Deiner Stürme lauschte, da kam mir Andacht in die Seele. Ich fühlte und ich staunte, dass alles dieses in den Urtiefen Deiner Schöpferkraft geplant, gedacht, geliebt und beschenkt wird.

"Als mir dann noch einkam, wie alle diese Wunder der Schöpfung nichts sind im Vergleich mit dem Grossen und Herrlichen, das Deine Gnade in des Menschen Seele wirkt, da warst Du mir der Allheilige und der Allgütige, der immer Schaffende und der immer Wachende, der Hohe und der Tiefe, der Herr meiner Himmel und der Herr meiner Liebe.

"Wie lange aber, Gott, blieb mein Antlitz Dir lobend und anbetend zugewandt? Du bist meine Sonne, und doch liebte ich auch die Nacht mit ihren Reizen. Jene Nacht, die Deine Gegenwart nicht sieht, wo Du nicht sein kannst, weil Du der Heilige bist. Was in der verborgenen Finsternis dieser Nacht mit mir geschah, das weisst Du, Herr. Vor Deinem Auge gibt es kein Dunkel, alles durchstrahlt ja Dein Allwissen.

"Du kennst die Wonnen der Nacht, die ich Mensch, Deiner vergessend, mir nahm. Du weisst aber auch, dass jede dieser Wonnen mir zugleich ein Weh gewesen — weil ich Deiner nicht vergessen konnte. Genau so wie Du mir nicht nur Wonne bist aber auch Weh, weil Du quälende Treibjagt nach mir hältst, sobald ich zu jubeln beginne im Lande der Schatten.

"Ich, Dein Mensch, bin irre an mir selbst. Sündig bin ich und tugendreich, reich an Verlangen nach Dir und heiss in den Freuden der Schuld. Trotz allem aber bist doch nur Du meine Sonne. Ich kann ja doch keinen einzigen meiner Wege ganz bis an sein Ende gehen: Immer komme ich wieder auf Deine Pfade zurück. Wenn auch zerrissen und zerschunden, so doch mit der alten, unauslöschbaren Liebe zu Dir, die Deine Gnade mir so geheimnisvoll erhält.

"D'rum singe ich Dir doch ein 'Te Deum', o Herr, und lobe Dich und preise Dich mit aller Glut meines Herzens.

"Du aber erbarme Dich meiner, tilge meine Sünden und zwinge mich und peitsche mich im neuen Jahre — hinein in die weh-wonnigen Tiefen Deiner Liebe."

(Der Schriftleiter.)

ZUM JAHRESSCHLUSS

Nimmst du mir das Ackerfeld,
Das ich eben wollte bauen,
Will ich nicht zur Seite schauen,
Wer an meinen Platz gestellt.

Und das Garn, daran ich spann,
Löst du es aus meinen Händen,
Will ich mich nicht traurig wenden,
Weil ich nichts mehr schaffen kann.

Alles Wirken ist vor dir
Ausgebreitet wie das Linnen,
All mein Sorgen und Beginnen
Sind gesetzt in dein Revier.

Ist so dunkel doch kein Pfad,
Dass ihn nicht dein Licht erhelle,
Und in sonnenloser Zelle
Reift des Sommers vollste Saat.

Else Budnowski.

"Ob die Sonne sich verhüll, die Sonne bleibt am Himmelszelt."

F. Kind.

"Lasst uns ablegen die Werke der Finsternis und anziehen die Waffen des Lichtes."

"Vom Himmel her kommt der Herr mit grosser Macht."

"Berge und Hügel singen dem Herrn. Die Wälder singen dem Herrn."

"Es kommt der Herr in grosser Macht und öffnet die Augen Seiner Getreuen."

"Es muss einmal im Leben eine Sündflut von äusseren Lästerungen oder eine Feuerprobe von innerer Not oder beide zugleich über den Menschen ergehen, wenn er in das Reich der Innerlichkeit gelangen soll."

M. Sailer.

Die Schuhe

Von Marianne Spitzler



Es war ein unfreundlicher Herbstnachmittag. — Hinter feuchten Nebelschwaden verbargen sich Berg und Dörfer, die kahlen Sträucher hockten wie mürrische Greise am Wegrand und auf der holprigen Strasse plusterten sich die Spatzen und schrien: "Böse Zeit! Böse Zeit!"

Der greise Pfarrer von Imml schritt in Gedanken dahin und zog fröstelnd den abgeschabten Rockkragen hoch. "Es ist ein Elend da droben", dachte er "und wenn die Not zu allen Fenstern hereinschaut, kann man fast nichts sagen von Trost diesen Leuten. Schad um den Hannes! Muss er grad vor den Baumstamm hinkommen, nur ein Schritterl weiter nach links und es hätt ihn nimmer erwischt. Ja, wir Menschen wissen halt nicht, was unser Herrgott uns alles aufgesetzt hat. Und es ist recht so, sonst möchten manche Menschen im voraus schon verzweifeln. So aber kommt mit dem Kreuz immer auch die Kraft, es in Gottesnamen zu tragen!"

Er kam eben von dem Häuslein der Holzhackerleute, mit leeren Taschen und einem wehen Herzen. Geld und Trost, beides hatte er der abgearbeiteten Frau, die an der Leiche ihres erschlagenen Hannes so still geweint, in Herz und Hand gelegt, hatte den beiden Waislein versprochen, sie dürften den Winter über im Pfarrhof zu Mittag essen, wenn sie zur Schule gingen, aber gegen soviel jähes Unglück und Leid helfen halt alle Menschenworte und alle noch so selbstlose Menschengüte wenig. Das muss selber langsam heilen und wieder gut werden.

So schritt der alte Pfarrer, "der Gute", wie die Leute ihn hiessen, in tiefen Gedanken die ausgefahrene Strasse dahin, seinem Pfarrhof zu in dem weltfernen Bergdorf, darin er schon über 40 Jahre lebte, litt, darbte und sein Herz wie einen Brunnen der helfenden Liebe an alle verströmen liess. Früher, in der Jugend, ja, da hatte er andere Träume geträumt, hohe, schwingende Träume von Dompfarrstellen, von rauschender Orgelmusik und Beisammensitzen kunstsinniger Kollegen . . . aber das war schon lang vorbei und der alte Priester lächelte über sich selbst ein nachsichtiges Lächeln, wenn er in seltenen Stunden an diese fernen Träume dachte. Er wusste längst, dass es ein viel edleres und machtvolleres Klingen und Tönen gab, als Orgelbrausen und Geigensang, dass das rätselvolle Instrument Menschenherz nur die Meisterhand der Liebe zum Tönen und Klingen weckt. So ging er dahin, in alten und neuen Gedanken und er schrak ordentlich zusammen, als sich knapp vor ihm eine menschliche Gestalt erhob, die da auf dem Meilenstein gesessen hatte. Der Pfarrer musste sich erst zusammenreissen, um recht zu sehen.

Ein Handwerksbursche war's, der um Hauptеslänge den greisen Mann überragte. Er zog das schmutzige Käppi und schaute den Priester mit einem frechen, herausfordernden Blick an, als er sagte:

"Sie, Herr Pfarrer, Sie werdens net so spürn, dass jetzt Winter wird, Sie habn Ihre warme Stubn, aber unsereins. Da, ich lauf schon am deutschn Bodn, hättens net a Geld zu an Paar Schuh'. Unsereins hat kei' Geld zum Schuhkaufn, aber Ihr habts es!"

Der Pfarrer war stehen geblieben und hatte den Burschen während seiner Rede angeschaut. Als Mensch stieg ihm der Zorn ins Herz ob der frechen Rede, aber er war auch Menschenkenner . . . du lieber Gott, 40 Jahre unter klobigen Bergbauern und Taglöhnern und Knechten, da lernt einer Menschenkenntnis; und er sah darum auch in dem verkommenen Gesicht, in den flackernden, scheu-frechen Augen doch den Funken wahren Elends und einen Schein aus längst vergangenen, besseren Tagen. Ein Mensch der Strasse, dachte er, irgendwo in einem Winkel geboren, ohne viel Liebe und Sorgfalt grossgezogen, hinausgestossen in die Fremde, herumvagabundiert Winter und Sommerslang, vielleicht ein Dieb, ein Bettler auf jeden Fall . . . aber

ein Mensch, ein armer Mensch. Ja und im Grunde genommen, ein armer Bruder von mir! Der Pfarrer schwieg noch immer, nur seine kinderklaren, verstehenden Augen ruhten voll im Gesicht des Burschen, so dass es diesem unbehaglich ward. Er drehte das Käppi verlegen geworden in der Hand und seine Stimme klang lang nicht mehr so keck als vorher, da er nochmals fragte:

"Obs net a Geld für Schuh' hättn, hab i gfragt, Herr Pfarrer!"

Da ging es wie ein schelmisch-herzliches Lächeln über das ganze Gesicht des greisen Pfarrers.

"Lieber", sagte er, "wenn ich nur noch soviel Geld für ein Paar Schuh hätte. Um und um drehn kannst mein altes Haus, du findest keins. Es gibt soviel Elend da", und er machte mit der Hand eine weisende Bewegung ringsum, "da dürfte man 100mal mehr haben als ich. Also, Geld hab ich keins."

Der Bursche schaute den Pfarrer an und langsam kroch eine spöttische Falte um seinen Mundwinkel. "Aha, abgespeist", dachte er. "Ihn reuts halt; hat eigentlich gar net so ausgschaut."

Ob der Pfarrer ahnte, was hinter der trotzigen Stirn für Gedanken aufwucherten? Er stand noch immer bei dem Bettelnden und dann sagte er auf einmal fröhlich: "Also, Geld hab ich keins, das hab ich dir schon gesagt. Aber ... zieh einmal deine Schuh aus."

Der Bursche schaute ihn ziemlich verblüfft an. Der Pfarrer wiederholte: "Ja, ziehs nur aus, deine Schuh."

Da bückte sich der landfahrende Mann zum Meilenstein nieder und begann seine Schuhfragmente auszuziehen; Sohlen hatten sie beide keine mehr, nur die Brandsohle führte ein fragwürdiges Dasein noch und die Zehen im linken Schuh drängten durch die Löcher ins Freie. Er hatte sie vor langer Zeit in einem Haus, darin er bettelte, stehen sehen und halt mitgenommen. Während er die Schuhe auszog, schielte er heimlich nach dem Pfarrer hinüber. Ja, der hatte sich ja auch gebückt und nestelte an seinen Schuhen herum. Und jetzt wusste der Bursche plötzlich, was das bedeuten solle: sie würden die Schuhe tauschen! Der Pfarrer gab ihm seine festen Bergschuhe und zog dafür die verlumpten und dazu noch gestohlenen Schuhe des Landstreichers an. Als er wieder den Kopf hob und der Pfarrer ihm bereits den einen Schuh mit gutem Lächeln herüberreichte, da hatte der fremde Bursch einen dunkelroten Kopf ... nicht vom Bücken, nein, brennende Scham war ihm ins Gesicht gestiegen, als er den weisshaarigen Kopf des Priesters über die Schuhe gebeugt sah und ihm blitzschnell durchs Denken schoss, dass er ja eigentlich gar keine Schuhe wollte, sondern Geld ... Geld für ein paar lustige Abende in einem Wirtshaus und Schnaps, Bier und Würste. Schuhe würde er sich schon wieder irgendwo betteln oder stehlen und vielleicht mehr noch dazu, was eben gerade zu erwischen war ... Und nun gab ihm dieser alte Mann seine Schuhe und hielt ihn für ehrlich ... oder? Zu dumm so was! Zu dumm diese Scham, die gegen seinen Willen ihn anflog, er hatte doch längst verlernt, sich über irgend etwas zu schämen. Im Kittchen verlernt Jugend bald die Scham und in den Spritzenhäusern.

Schweigend tauschten sie die Schuhe, schweigend erhob sich der Pfarrer in den verlumpten Landstreicherstiefeln mit dem grossen Loch und den fehlenden Sohlen, schweigend zog der Bursch die festen Bergschuhe an, die ein so sicheres, wohliges Gefühl an den Füssen gaben und dann schauten sich beide an. Der Blick des Jungen suchte bald den Boden; in den Augen des greisen Menschenkenners aber lag ein Lächeln und seine schmale, welke Hand streckte sich dem Fremden entgegen, als er sagte: "Gelt, das Geld wär dir lieber gewesen, nicht für Schuhe, sondern für den Durst und

den Nebel[...], der um Sträucher und Hecken geisterte und über die Stoppelfelder kreischten Raben in schwerem Flug. Der Bursch setzte langsam sein Käppi auf und stapfte dann mit ungewohntem Gefühl in trockenen, festen Schuhen auf der Strasse dahin bis zum nächsten Wirtshaus. Dort trat er ein, liess sich Brot und eine Suppe geben und als die Wirtin frug, "auch was zum Trinken", da schüttelte er stumm den Kopf und seine Augen gingen nachdenklich durchs Fenster.

"Wie heisst denn das Dorf dort drüben, wenn man auf dem ersten Weg einbiegt" fragte er. "Das ist Imml, ein kleines Bergnest" meinte die Wirtin.

"So, so" nickte der Bursche. 'Imml . . . Imml". Er würde sich den Namen wohl merken können. "Gehts heut noch weiter", forschte die Wirtin und stellte die Suppe auf den blankgescheuerten Tisch.

Na, meinte der Landstreicher, oder ja, a bisserl noch.

Und er löffelte seltsam bedachtsam die Suppe leer. Imml heisst also das Dorf! — — — —

Der Bergwinter dauert lang, hat viel Schnee, viel Kälte, dann er stützte die Stirn in die Hand und dachte und seine Gedanken mussten wenig erfreulich sein, denn er stand seufzend auf und ging dann mit müden Schritten über den Flur in die Küche. Er war nicht jünger geworden über den Winter . . . die vielen Versehgänge und Krankenbesuche und die Not im eigenen Haus. Die müsste ja freilich nicht sein, aber konnte er anders? In der Küche hantierte mit Schüsseln und Tiegeln die alte Schwester des Pfarrers. "Du, Resi", sagte er eintretend, "haben wir wirklich nichts mehr da? Ich mein, ich hab doch noch 10 Mark gehabt vor 2 Wochen? Wo sind denn die?"

Die Frau schaute ihren geistlichen Bruder an und in ihren Augen lag derselbe spitzbübische Zug, als sie erwiderte:

"Ja, waren, die waren da! Wer war denn aber vor 10 Tagen bei dir und hat dir vorg'weint? Such nur deine 10 Mark bei der Bergbäuerin oder beim Doktor, der's Linerl pflegt hat". "Ah ja, jetzt weiss ich's wieder", erinnerte sich der Pfarrer. "Ja, aber weisst Res', Erstkommunion ist bald und du weisst ja, der Bach und die Wiesen brauchen viel Geld, bis sie wieder gerichtet sind. Und die Kinder . . . arme Hascherl sind's, hab'n gar nichts zum Anziehen. Es ist ein Kreuz. Wenn ich nur wüsst ... wenn ich nur wüsst . . . wo was hernehmen . . ."

Da kam draussen vor der Haustür ein bedachtsames Füsseabkratzen, dann eine helle Stimme "Grüss Gott, Hochwürden, Grüss Gott Fräul'n Theres. Post hätt i wieder mal." Und er legte in die Hand des Pfarrers ein Stösslein Post und stapfte davon. Der Geistliche sah es durch. Drucksachen, Kinderkarten und ein Brief. Fremd die Schrift. Er nahm ihn und verschwand in sein Stübchen. Aus der Küche klang das Klappern der Schüsseln und Tiegeln und das leise Reden der Theres:

Lobet den Herrn

[...] Welt, dem Herrn entgegen!
Verehrt den Herrn mit Fröhlichkeit.
Kommt vor sein Angesicht mit Jubel.
Bekennet, dass der Herre Gott.
Er unser Schöpfer, wir sind sein,
Sein Volk, die Schäflein seiner Weide.
Zu seinen Toren ziehet dankend ein,
Mit Lobgesang in seine Höfe.
Dankt ihm.
Preist seinen Namen.
Denn gütig ist der Herr.
Auf immer währet seine Gnade.
Und seine Treue für und für.

"Wenn er nur net so gut wär; rein verhungern dürften wir selber noch. Alles weggeben, kein übriges Hemd, keine Schuhe . . . ja, damals, tauscht er net seine einzigen Bergschuhe gegen die kaputen von dem Hallodri ein. Schier der Schlag hat mich troff'n, wie er heimkommen is damit. Aber . . . bös sein kann man halt a net. Er ist mal so und vielleicht . . . vieleicht hat er sogar recht damit." Dann schlürfte sie über die Stiege und klopfte an die Tür. "Zum Essen wär's jetzt. Kommst bald?" Keine Antwort. Da öffnete sie die Tür. Am wackligen Schreibtisch sass der greise Priester, hatte das Gesicht in beiden Hände gelegt und zwischen den Fingern rannen leis und schwer die Tränen. Die Theres erschrak ordentlich. "Ja, mein Gott, was hat's denn geb'n, was ist passiert?" Er schüttelte den Kopf und deutet auf den engbeschriebenen Brief und neben dem Brief lagen ein paar Scheine 10 — 20 — 30 Mark. Die Theres wusste nicht, was sie denken sollte. Sie legte die Hand auf den Arm ihres Bruders und schaute ihn fragend an. Er versuchte unter Tränen zu lächeln:

"Brauchst dich net sorg'n, Theres, bloss a Freud' hab' ich g'habt, eine ganz, ganz grosse Freud'. Schau, wie gut unser Herrgott alleweil ist. Kannst dich noch erinnern an den Wanderburschen, mit dem ich Schuhe getauscht hab' im Herbst? Du hast so g'schimpft damals, ja, ja. Schau, der hat mir geschrieben, lies nur selbst."

Und er reichte ihr mit freudezitternden Händen den Briefbogen hin. Theres ging damit ans Fenster und las . . . und las und als sie geendet und still zu ihrem Bruder ging, lag in ihren guten, alten Augen ein goldenes Licht; ja, in den Augen der beiden Menschen leuchtete es so heilig und schön auf, als stünde



hinter ihnen die Ampel mit dem ewigen Licht. Und dann beugte sich ihr grauer Kopf ganz schnell auf die Hand des Bruders und der welke Mund drückte einen Kuss darauf. Der Priester wehrte erschrocken ab:

"Aber Theres', geh, so was. Freu'n wollen wir uns darüber, gelt, dass es immer noch so schöne Wunder gibt im Leben. Und dankbar wollen wir sein unserm Herrn. Geh' nur gleich zum Matthes hinüber und sag', 's Linerl soll kommen wegen einem Komunionkleid und zum Grundbauern gehst auch, dem's am ärgsten die Wiesen vermurt hat und sag', sie sollen keine Sorge haben für den Anzug vom Xaverl. Schau nur . . . 30 Mark . . . so viel Geld, wie werden sich die Kinderl freuen! Und ich, gell' wartest noch ein Zeiterl mit dem Essen, ich geh' noch auf ein Viertelstünderl in die Kirchen nüber. Mich leidt's net anders." Und er schritt mit stillen, ehrfürchtigen Schritten über den Friedhof, hinein in die altersdunkle, arme Kirche und kniete ganz vorne an den Stufen des Hochaltars nieder. Er hätte ja am liebsten mit seiner Herzensfreude ganz hinauf mögen! Und dann nahm er nochmals den Brief aus der Tasche und las ihn langsam und feierlich und ein unendlich dankbares Kinderlächeln überflog die reinen Züge des Priestergreises. Der Brief aber hiess so:

"Sehr geehrter Herr Pfarrer!

Weil ich mir vorgenommen hab' zu schreiben, so will ich es auch tun. Kennen tun's mich ja nimmer, aber wissen werden's dass Sie im Herbst auf der Strasse mit einem Wanderburschen ein Paar Stiefel ausgetauscht haben und das bin ich. Ihre Schuhe sind mir recht zum Glück geworden und ich muss Ihnen sagen, dass ich damals eigentlich Sie zum Narren halten wollte, weil ich keine Stiefel wollte, sondern Geld. Wissen's, Herr Pfarrer, ich war allweil auf der Landstrasse herumgekugelt und hab' geschaut, wo ich was erwischen kann. Sie wissen schon, wie das ist, wenn man nirgends daheim ist. Und ich hab' auch nicht arbeiten wollen, weil das Herumwandern viel schöner war, freilich im Winter hat es auch seine Mucken. Und da wollte ich Geld haben und mir dann Bier und Schnaps kaufen und noch anderes, was ich einem Pfarrer nicht sagen kann. Aber wissen's, da haben's mir

die Schuhe gegeben und gesagt, dass Sie damit schon viel Weg' gangen sind mit dem Herrgott und da hab' ich mir sie gar nicht mehr recht anziehen 'traut, weil ich doch ein schlechter Mensch war, der schon mehrmals gesessen ist wegen Diebstahl und verbotenem Betteln, aber nur dann, wann sie mich erwischt haben. Einmal bin ich wieder heim, aber die Mutter war schon lange tot und meine Schwester war verheiratet und hat sich wegen mir geschämt und da bin ich wieder fort. Ja, und dann bin ich in eine Wirtschaft, aber ich hab' mir keinen Schnaps geben lassen, sondern Brot und Suppe und hab' die Wirtin gefragt, wie das Dorf heisst und sie hat gesagt: 'Imml'. Und dann bin ich weiter und hab' halt alleweil an Sie denken müssen und dass eine grosse Liebe dazu gehört, seine eigenen Schuhe einem Landstreicher zu schenken und die Schuhe haben mir keine Ruhe mehr gelassen, weil ich weiss, dass die meinen, die Sie angezogen haben, gestohlene waren. Und das hätte nicht sein sollen. Und dann bin ich weiter gegangen, aber der Schnaps freute mich nimmer recht und in einem Dorf, da ist auch ein Bauer in der Wirtschaft gesessen, der hat gesagt, dass sein Knecht jetzt geht, weil er das Häuserl daheim übernimmt und da habe ich gefragt, ob er mich brauchen kann und er hat mir nicht recht getraut, was ich auch glaube und ich hab' gesagt, er soll es halt probieren und da hat er es probiert und ich hab' fest gearbeitet und der Bauer ist zufrieden und traut mir jetzt. Wissen's, Herr Pfarrer, am Anfang wär' ich am liebsten wieder fortgelaufen, aber wenn ich die Schuhe angezogen hab', haben sie immer so geknaxt und dann hab' ich wieder gehört, was Sie gesagt haben von der Jugend, um die schad' ist und da hab' ich nimmer so weiterleben können wie zuvor. Es hat mir auch eben niemand so gute Worte gesagt wie Sie und so feste Schuhe geschenkt und das macht viel. Und jetzt bin ich immer noch Knecht beim Riegerbauern in Gmünd und ich freu' mich, weil jetzt Frühjahr ist und ich das Feld bestelle. Und einen Anzug hab' ich mir gekauft, einen, der wo schön passt und einen neuen Hut um 4 Mark und Ihre Schuhe zieh' ich nur mehr am Sonntag an, wenn ich mit der Kreszenz in die Kirche geh', weil sie das so haben will und ich tu's 'weil ich sie gern hab' und wenn ich mir mehr erspart hab', dann werden wir heiraten, vielleicht im zweiten Frühjahr, worauf ich mich recht freuen tu'. Aber, Herr Pfarrer, Sie haben mir damals gesagt, dass Sie kein Geld haben und die Not so gross ist und da hab' ich mir gedacht, ich will zeigen, dass ich doch kein so schlechter Mensch mehr bin wie zuvor und hab' mir alle Monate ein paar Mark weggelegt und hab' sie jetzt in Papiergeld umtauschen lassen, weil ich sie Ihnen schick', damit Sie vielleicht wieder einem Landstreicher helfen können damit, ein ordentlicher Mensch zu werden, wie ich. Es ist alles sauer verdient, Herr Pfarrer, und ich hätte der Kreszenz gern ein schwarzes Schaltuch gekauft, weil sie so eins brauchen würde, aber Ihre Schuhe haben mir Glück gebracht, vielleicht bringen die 30 Mark mir auch wieder Glück. Und so schick' ich sie Ihnen für die Schuhe und für das, was Sie mir sagten dabei. Wenn die Kreszenz und ich recht sparen und noch einige Jahre hier bleiben als Knecht und Magd, dann können wir uns vielleicht in ein paar Jahren selbst ein Sacherl kaufen, wie mich das freuen tät'. Und wenn wir im Herbst einmal mehr Zeit haben, kommen wir zu Ihnen, Herr Pfarrer, damit Sie die Kreszenz auch sehen und dass ich jetzt anders ausschau' als wie damals. Und wenn wir dann ein Häuserl haben, müssen Sie auch einmal kommen und einen Kaffee trinken, weil den die Kreszenz so gut kochen kann und wenn wir einen Buben bekommen ,dann tun Sie den taufen, gelt, Herr Pfarrer und ich mein', dass sich meine Kinder einmal später keine Schuhe mehr schenken lassen müssen, sondern sich selber kaufen, wie es jetzt kann

Ihr dankbarer

Georg Obermaier."

Die Schuhe sind noch nicht zerrissen. Ich heb' sie schon gut auf.

*

Der greise Pfarrer schloss den Brief und faltete darüber seine Hände.

"O, wie gross ist das Wunder deiner Erbarmnis, Herr", flüsterte er und neigte tief das weisse Haupt. Er fühlte ja nicht, wie vom Altare her ein Wehen kam: "O, wie gross ist das Wunder helfender Menschenliebe, die alles gibt und alles verlässt und dabei den Himmel schenkt und im Schenken gefunden hat."

Still und feierlich, ohne zu flackern, brannte das Ewige Licht!

"Alle Menschen sind eitel, leer, die keine Erkenntnis Gottes haben, und die aus den sichtbaren Gütern den nicht begreifen, der da ist."

Weish. 13, 1.)

Frauenadvent und Frauenweihnacht

Von P. JOS. SCHNEIDER O.M.I.

Die Geschichte beweist, dass alle Gottentfremdung der Völker sich im schlimmsten Masse am weiblichen Geschlecht auswirkt. Die Frau ist es, die immer wieder die Hauptlast des religiös-sittlichen Elendes und der gesellschaftlich-wirtschaftlichen Verwilderung zu tragen hat.

Kardinal Faulhaber hat das herrlich nachgewiesen in der Geschichte selbst des Auserwählten Volkes. Die Juden waren für viele Jahrhunderte Träger der Offenbarung; ihr Land war die Heimat der Propheten. Infolgedessen erwiesen sich die allgemeinen Lebensbedingungen bei ihnen viel günstiger als bei den Heiden. Dennoch liessen sie viel zu wünschen übrig. Faulhaber spricht vom "stillen Weinen der unerlösten Frauenwelt" in Israel; vom Adventsschrei der vorchristlichen Mädchenwelt; vom Trauern der Schmerz- und Schuldbeladenen." Es zeigt sich auf jeder Seite seines schönen Buches "Charakterbilder der biblischen Frauenwelt", wie nur bei Christus die volle Lösung aller weiblichen Probleme zu finden ist.

Wenn nun Frauenlos und Frauenschicksal so hart war beim halberlösten Judenvolk, wie unerträglich wird es erst gewesen sein beim unerlösten Heidentum! Wenn alles im Morgendunkel der kommenden Erlösung so mangelhaft, wie dann erst in der sternenlosen Nacht des Heidentums! Lasst uns versuchen, davon ein Bild zu entwerfen.

Wir alle haben vom Frauenelend in der mohamedanischen Religion gehört. Es erschöpft sich in den zwei Worten: Vielweiberei und lebenslanges Abgesperrtsein von der Gesellschaft. Beleuchtende Einzelheiten darüber finden sich bei den arabischen Bewohnern der Atlasberge in Nordafrika. Deren Männer verschwenden ihre ganze Liebe auf ihre schnellen Pferdchen und noch mehr auf ihren rassigen Wüstenhund. Der "Snugi" zeichnet sich aus durch ein goldgelbes oder grauweisses glattes Fell, schmalen Kopf und spitze Schnauze. Er begleitet seinen Herrn auf Schritt und Tritt, auf allen Wanderungen und besonders auf der Jagd. An Geschwindigkeit und Ausdauer übertrifft er alle wilden Tiere. Seine Augen, hell und klug und wie von sprühendem Feuer, entdecken das Wild auf unglaubliche Entfernungen. Kein Wunder, dass er sich grösster Zuneigung und bester Behandlung erfreut. Kosenamen regnet es auf ihn herab und zärtliche Küsse sind für ihn keine Seltenheit. Er erhält alles, was menschlich gesprochen, der Frau gehören sollte. Sie spielt eine verächtliche Nebenrolle. Seinen Snugi hofft der Beduine in der anderen Welt wiederzufinden; mit einem Zusammentreffen seiner Lebensgefährtin im ewigen Leben rechnet er nicht.

Schlimmer scheint es mit der Frau im heidnischen China zu stehen. Neugeborene Mädchen werden sehr oft gleich nach der Geburt erdrosselt. Noch als Kinder werden sie zur Ehe versprochen und an Männer verschachert, die sie nie gesehen. Die Töchter armer Familien werden als Arbeitstiere verkauft oder in geschlechtliche Sklaverei verhandelt. Als Ware und Verkaufsartikel sind sie ihrem neuen Eigentümer unterstellt. Genau so ihren Ehemännern, die sie ständig mit Ehescheidung oder Wiederverkauf bedrohen.

Wahrhaft grausam erscheint das Los der Frau bei den heidnischen Indianern des Kanadischen Westens. Im Leben des seligen Bischofs Grandin O.M.I. lesen wir davon. Nimm z.B. die Montagnesen. Ihre Männer benahmen sich so sanft und rücksichtsvoll gegen Fremdlinge oder gelegentliche Besucher. Und dieselben Männer entpuppten sich als Verächter und Henker ihrer Frauen. Deren Leben setzte sich zusammen aus unmenschlicher Arbeit, sowie aus endlosen Leiden und Entbehrungen. Zum Schleppen der Geschirre und Vorräte auf ihren ewigen Wanderungen gesellten sich Schläge und Quälereien ohne Zahl. Wie oft

drangen herzzerreissende Hilferufe durch die Zeltdecken ins Ohr des schlummernden Missionars. Was war's? Eine Frau hatte mal wieder mit ihrem Gatten einen Wortwechsel gehabt und der hatte ihr in unbändigem Zorn den Dolch durch die Backen gestossen. Nicht selten war ihr die Nase weggeschnitten, oder ihre Unterlippe bammelte ihr wie an einem blutigen Faden im Gesicht herum. Mädchen und Hund war im Montagnesenwörterbuch dasselbe Wort. Wie der Eheherr sie einst gekauft und erhandelt hatte, so konnte er sie jederzeit verkaufen oder töten, um sie los zu werden. Die Frauen glaubten sich von Natur zu solch trauriger Behandlung berufen. Beklagten sich nie; brachten aber die meisten ihrer Töchterchen um, um ihnen ihr eigenes hartes Los zu ersparen. Eines liessen sie am Leben; wenn Hungersnot den Stamm bedrohte, wurde auch das vor allen Kindern zuerst aufgefressen.

Dieselben Zustände, eher noch verschärft, treffen wir in Alaska bei den Eskimos der Küste wie bei den Indianern des Binnenlandes. Die Mädchen wurden meist nach der Geburt ausgesetzt. Man stopfte ihnen Moos und Erde in den Mund und überliess sie den wilden Tieren. Eheleben bedeutete für die Frau Sklavenarbeit und Sklavenmisshandlung. An ihr war es die Zelte abzureissen und wiederaufzubauen und mit den Zähnen die Felle zu bearbeiten. Unmenschlichkeiten und Quälereien, ja sogar Tötung, waren dabei ihr Lohn. In den Entwicklungsjahren vom Mädchen zur Frau wurde sie 12 Monate lang in eine Hundehütte eingesperrt. Alles was sie anschaute oder berührte, wurde als unrein erachtet. Nur ihre Mutter durfte sich ihr nähern, um ihr die nötige Nahrung zu bringen. Die bittere Haft endete mit Verbrennung ihrer Kleider und einem Messereinschnitt in die Unterlippe, wo sie von da ab zum Zeichen ihrer Grossjährigkeit ein Holzstäbchen zu tragen hatte.

Am oberen Yukon mussten die Gattinnen auf dem Scheiterhaufen neben dem Leichnam ihres Mannes aushalten, bis sie beinah selber dabei umkamen. In erstickendem Qualm und verzehrender Hitze kauerten sie da und hielten ihre Hand zum Zeichen der Treue auf dem Herzen des Verstorbenen. Dabei schrien und stöhnten sie vor Schmerz und Qual; manche begingen einfach Selbstmord, um sich dieser Misshandlung zu entziehen.

Geradezu grauenhaft hören sich die Berichte an über das Schicksal der Hindufrauen in Indien. In dem Land werden die Buben vergöttert und verwöhnt und zu selbstsüchtigen Tyrannen verbildet. Die Mädchen werden von jedem Gesichts-

Zu spät

Es war an einem deunklen Dezemberabend. Lautlos schritten einige Compagnien Soldaten auf einem schmalen Bergpfade endlang. Sie hatten den Auftrag, bei Tagesanbruch ihren Bestimmungsort zu erreichen. Dicht hintereinander marschierten der Landwehrmann F., der daheim Musikdirektor eines kleinen Theaters war, und sein Schwager, der Goldschmied P. Beide Verwandte sprachen kein Wort miteinander, denn kurz bevor sie eingezogen wurden, hatten F. und seine Frau, die schon immer unglücklich miteinander gelebt, beschlossen, sich scheiden zu lassen, und der Goldschmied hatte seine Schwester wieder zu sich genommen. Alle gemeinsam ertragenen Strapazen und Gefahren hatten es nicht vermocht, die Schwäger zu versöhnen, und so schritten sie auch heute wortlos in Reih und Glied hintereinander.

Plötzlich stolperte der in Gedanken dahingehende Musikdirektor über einen Stein. Ein Schrei, ein Schuss — und die kleine Abteilung, die eben noch müde einherging, ist mit einem Schlage munter. Der Unteroffizier zündet ein Streichholz an, das aufflakkernd den blutenden Musikdirektor und den bleichen Goldschmied beleuchtet. Der Schwager ist diesem gerade in das Bajonett gefallen, und dabei hat sich das Gewehr entladen. Die Kugel ist ihm durch die Brust gegangen und in wenigen Augenblicken ist er eine Leiche.

In der Brieftasche des so plötzlich Abgerufenen fand sich ein angefangener Brief, den er im letzten Quartier an seine Frau geschrieben. Er bat sie darin um Verzeihung wegen alles Leides, das er verschuldet habe. "Ich will alles wieder gut machen, wenn ich heimkehre", schrieb er, "denn hier, wo die Pflicht so Ernstes von mir fordert und ich täglich dem Tode in's Auge blicke, sehe ich manches in anderem Lichte. Ich lege dir zehn Thaler ein, die ich für dich und unser Kind erspart. Ich will nicht geschieden sein."

Nun hatte sie Gott aber doch geschieden, auf immer geschieden durch die Kugel des Bruders. Und dieser sass lange neben der Leiche, nachdem er den Brief gelesen, die beiden Hände vor den Augen gefaltet, und wünschte von Herzen, er hätte wenigstens ein versöhnendes Wort mit dem Schwager gesprochen.

punkt aus als ein Unglück betrachtet. Vielfach werden sie gleich nach der Geburt erwürgt. Lässt man sie am Leben, so zieht man auf jeden Fall zum Zeichen der Trauer und Enttäuschung die Vorhänge herunter. Beileidskundgebungen der Nachbarn und Freunde laufen ein. Schule und Erziehung gibt es für sie nicht. Zwischen dem 7. und 12. Lebensjahre werden sie unter grosser Mitgift an 40-60 jährige Wüstlinge verheiratet. Das Los dieser Kinder ist entsetzlich. Im Zarana müssen sie als Sklavin dienen unter der Zuchtrute ihrer Schwiegermutter. Ihr Ehemann ist ihr Gott. In seiner Gegenwart müssen sie schweigend stehen. Bei Tisch dürfen sie nicht mit ihm essen. Mit niedergeschlagenen Augen stehen sie ihm zu Diensten. Jeden leisesten Wunsch müssen sie ihm im Gesicht ablesen. Von seiner Geschlechtsleidenschaft werden sie in unerträglichstem Masse ausgenutzt; kein Mitleid gibt's für sie und keine Schonung. Mit zerfleischtem Unterleib und mit verrenkten Knochen kommen sie ins Hospital; seelisch zertreten und vom Wundfieber geschüttelt. Als Gebärende sind sie unrein und man sperrt sie in eine abgelegene Holzbude. Dort windet sie sich auf dem Boden in schmutzigen Lumpen, erstickend von qualmendem Kuhflatenfeuer, das man im Gange hält zur Fernhaltung der bösen Geister. Behandelt werden sie von Zigeunerweibern, deren Schmutz und Ungeziefer sie mit Kindbettfieber bedrohen. Bei Geburtsschwierigkeiten traktiert man sie mit der Peitsche und begiesst sie mit siedendem Wasser, um dem Kind zum Licht zu verhelfen. Wenn sie diesen barbarischen Massnahmen erliegen und sterben, werden ihre Augen geblendet und ihre Hände mit Pflöcken an den Boden festgeheftet; gilt es doch ihre Seele festzuhalten und am Fortwandern zu verhindern. Stirbt der Hindufrau ihr Mann, dann trifft sie der Fluch der Witwenschaft. Sie ist jedesmal schuld an seinem Tod und dafür wird sie zu qualvoller Schufterei verdammt. Der einzige Ausweg für sie ist Selbstmord oder Flucht in die Prostitution.

So sieht das Schicksal aus von Millionen armer Frauen in Ost und West, wo Christi Stern nicht aufgegangen und seine Botschaft nie erklungen ist. An vielen Orten ist, Gott sei Dank, der Missionar erschienen und hat eine grundlegende Aenderung herbeigeführt. Manche Heidenfrauen wie z.B. die der Indianer hatten nie davon geträumt. Dachten zuerst, Christi Botschaft sei nur für die Männer. Doch diese Auffassung änderte sich so bald sie einmal hörten von der Gebenedeiten ihres Geschlechtes, die Gottes Sohn sich zur Mutter genommen und zur Königin des Himmels und der Erde erhoben hat. Nicht minder änderten die Männer ihre Vorstellungen von weiblichen Wesen. "Ich sehe nun ein," sagte ein Indianer zum Pater Grandin, "dass die Frauen auch eine Seele haben und dass es einen Himmel für sie gibt." Und ein Greis sang ihm eines Tages das Lob der Erlösung vor: "Der Grosse Geist hat sich unserer erbarmt. Hat uns den Mann des Gebetes geschickt, der Seine Botschaft besitzt und uns belehrt. Von nun ab werden wir nicht mehr sein wie die wilden Tiere, die wir jagen; wir werden ein gütiges Herz im Leibe tragen." Er hat damit den Nagel auf den Kopf getroffen. Christus allein hat die volle Lösung für alle brennenden Fragen in der Frauenwelt.

Kein Wunder, dass in der ersten Zeit des Christentums die Frauen sich zu den eifrigsten Trägerinnen und Verbreiterinnen der frohen Botschaft machten, von den Sklavinnen angefangen bis hinauf zu den feinen "ladies" am Kaiserhof. Und UNSERE Frauen?

Sie scheinen die ungeheuren Wohltaten, die das Christkind für sie in seine Händchen hält, bisweilen zu vergessen. Liebäugeln mit heidnischen Sitten und Gebräuchen. Die Gerichtsakten der Ehescheidungsprozesse bringen es immer wieder an den Tag. Darin rappelt es nur so von Anklagen auf Vernachlässigung, Grausamkeit, eheliche Untreue. Schliesslich musste es zu Zänkereien und Schlägereien kommen, worin faule Eier und Stocheisen eine traurige Rolle spielten. Und das Schlimme ist, dass die Frauen selber dabei oft in der grössten Schuld hinein verwickelt sind. Sollten sie sich nicht besinnen und täglich voll Dankbarkeit dem Erlöser ihr Hosanna jubeln? Ja, Ihm sollte unaufhörlich in Haus und Hof das Lob der Frau erschallen:

Das Hosanna der erlösten Kinder;
Das Hosanna der erlösten Mädchen;
Das Hosanna der erlösten Witwen.
Das Hosanna des ganzen weiblichen Geschlechtes.



In dem Kleinsten der Schöpfung zeigt sich des Schöpfers Macht und Huld am grössten.

E. v. Kleist.

Der Rat der Weisen vom Brummbär

Je weiter der Brummbär kommt, um so tiefer arbeitet er sich hinein, bis er einmal stecken bleibt. Die katholische Weltordnung wollte er erklären—und nun sieht er nichts wie "gemütskranke" Menschen um sich. Aber noch gibt er es nicht auf. Er hat einen grossen Plan vor: er will einmal alle diese religiöse "Gemütskrankheiten" sich näher ansehen, mal sehen, wo sich noch was machen lässt, und dann auf seinen Berg einen "Rat der Weisen" von allen diesen verschiedenen Arten von "Christentum" zusammenrufen, und mal sehen, ob man mit ihnen nicht ein vernünftiges Wort reden kann; es sind doch sonst ganz vernünftige Leute.

Es muss aber zuerst mit der Stall-Laterne hineinleuchten, um das Rechte zu finden: denn manches ist durch die dreihundert-jährige Abtrennung vom Mutterhause schon arg verwildert, ja verfault, wie Fleisch, wenn es vom lebendigen Leibe abgerissen ist.

Dabei fühlt er wie sein alter Freund und Vorgänger, der Kauz aus der griechischen Geschichte, den man Diogenes nennt. Der verkroch sich nicht in eine Höhe (damals waren ja die 'Rockies" noch nicht erfunden), sondern in ein (leeres) Weinfass, um sich die spassige Welt von aussen anzusehen. Einmal nahm er eine brennende Laterne, und ging am hellen Tag durch die Strassen der Stadt und leuchtete in alle Winkel. Als man ihn fragte: Diogenes, was suchst du denn? antwortete er: Ich suche Menschen, habe aber noch keine gefunden. Er sah halt nichts wie Vergnügungs-Tierchen und Modepüppchen um sich herum, und wollte einmal einen richtigen Menschen finden, der auch menschenwürdig lebt. Nun, der Brummbär will auch einmal herumgehen und sich die herumliegenden "Christentums-Fetzen" näher anschauen, um, wie gesagt, zu sehen, ob sich was machen lässt.

Zuerst deckt er etwas das Mistbeet unserer "modernen" Hochkultur auf (American Style), das auf dem Kunstdünger unserer Gottlosen Schule aufgewachsen ist. Es sind alles Treibhaus-Pflanzen, weich und ohne Kraft und ins Kraut geschossen. Die Wurzeln gehen so weit wie der Mist geht (mit den "drei RRR" und einer Allerwelts-Moral, wie sie da gelehrt wird, kann man keine ernste, tiefe Menschen erziehen); es sind alles oberflächliche Vergnügungsmenschen, die nie gelernt haben, selbstständig zu denken, die keiner tiefen Ueberzeugung fähig sind, für die man auch sterben könne: Zeitung, Radio und gelehrte "Schlagwörter" sind die Mittel, nach denen man sie tanzen lässt wie die "Drahtzieher" im Puppentheater. Nicht heiss und nicht kalt, keine Liebe und kein Hass, einfach dunstige Lauheit, von der der Heiland sagt, dass er "anfängt, sie auszuspucken aus seinem Munde." Mit denen ist nichts anzufangen. Sie bringen auf derselben Seite in ihren Zeitungen einen Bericht über die Stigmatisation einer Theresia Neumann und daneben die "Wunder" eines dressierten Hundes oder die hysterischen Anfälle einer degenerierten Mode-Dame. Brummbär, mit solchen Menschen ist es nichts, sie gehören nicht in deinen "Rat der Weisen".

Also mit der Lauheit geht es nicht. Wem nichts an der Religion liegt, wem der Herrgott und der Teufel gleich gültig sind, mit dem ist nichts anzufangen. Schade, denkt sich der Brummbär, sind doch sonst ganz anständige Menschen, und so "broad-minded". Er muss also gehen, wo man hasst und liebt, da ist noch Stoff.

Ehe aber der Brummbär sich die "hassenden" und die "liebenden" Christentums-Fetzen näher anschaut, will er sich einmal ansehen, was dieselbe "gottlose" Schule im alten Land fertig gebracht hat im Musterländchen Frankreich. Da haben wir keine "Treibhaus-Kultur". Die Wurzeln des Christentums waren dick und stark und seit tausend Jahren in den Mutterboden des katholischen Frankreichs hineingewachsen: die gottlose Schule konnte sie nicht "verfaulen" machen, sie konnte sie nur "vergiften". Nicht "ohne Gott" konnte die Jugend der religionslosen Schule aufwachsen, sondern "gegen Gott". Der Franzos ist gewohnt, scharf und klar zu denken, so Allerwelts-Geschwätz, wie man es unserer besseren amerikanischen Jugend vorfüttert, fängt bei ihm nicht. Man ersetzte daher Religion durch "Wissenschaft", Glaube durch den "Verstand", und im Namen der Wissenschaft und des Verstandes hatte man bald Gott "abgeschafft". Da sich aber der Herrgott nicht so einfach "abschaffen" liess, so erklärte man ihm den Krieg, nicht aus Hass (Hass ist ja eines edlen "Geistesmen-

schen" nicht würdig,) sondern aus S t o l z : man wollte keinen Gott, da man keinen Herren über sich wollte, man wollte f r e i sein und von niemand abhängen. Es war die edelste und schlimmste Art von Stolz, der G e i s t e s s t o l z , man hatte ihn von Luzifer gelernt, nur etwas "menschlischer".

Der Brummbär frägt sich, ob er mit solcher Art Menschen etwas anfangen kann für seinen Plan. Er denkt sich wohl, dass, wer so sehr an sich selbst glaubt, wer sich so ernst nimmt, mag schliesslich auch an anderes glauben, wenn man ihn richtig anfasst. Er zweifelt, nimmt aber doch so einen kleinen Franzmann mit sich "auf Probe".

Nun, endlich ist diese "Gottlosen-Sache" erledigt, und der Brummbär fängt an, sich umzuschauen in den verschiedenen "Christentümern", die ihn da, besonders in unserem gelobten Amerika, auf allen Seiten umwimmeln. Er soll die Auswahl machen nach "H a s s und L i e b e". Also nur die gut hassen oder gut lieben können, kann er für seinen Zweck gebrauchen. Auch die, welche h a s s e n ? Der Brummbär hat da seine eigenen Ideen. Er dachte an das Herrgottswort: Heiss oder kalt, da ist Hoffnung, aber lau, da ist nichts mehr zu machen. Wer hasst, kann auch lieben. Hass ist ja eigentlich nichts wie "s a u e r g e w o r d e n e" L i e b e. Man hasst, was man lieben möchte, und lieben müsste, aber nicht lieben k a n n , weil eben etwas dazwischen steht: Stolz, oder Bitterkeit, oder sonst eine Enttäuschung. Was fremd oder gleichgültig ist, das hasst man nicht, nur was "n a h e s t e h t". Deshalb hat auch der Heiland einen ehrlichen Hasser, den Paulus, zu seinem grössten Apostel gemacht, den gleichgültigen Geldmenschen aber, den Judas, zum Teufel gehen lassen.

Ehe aber der Brummbär anfängt, seine Leute auszuwählen, kommt ihm noch ein sonderbarer Gedanke. All die hunderte "christliche Religionen", wenn man sie vor hundert Jahren in einen Käfig eingesperrt hätte, da hätte es einen Streit gegeben unter einander, dass der Kasten auseinander geflogen wäre. Man hätte in der Welt nichts gehört wie: Bibel, Prädestination, Gnade und Willensfreiheit, Inquisition, Geistesversklavung, die "Freiheit des Christenmenschen", und wie alle die Streitworte heissen, von denen vor hundert Jahren alle Bücher und Zeitungen voll waren. Und jetzt? Man lebt ganz friedlich neben einander, jeder sitzt auf seinem Stühlchen für sich und leiert sich selbst seine "Glaubensartikel" vor. Um die andern bekümmert er sich nicht. Tritt ihm einer auf die Zehen, so muckt er wohl auf, kehrt aber gleich zu seiner Litanei zurück. Mag der Brummbär wollen oder nicht, er muss an die Anstalt denken zwischen dem Battleford- und dem Battle-Fluss. Da gehen auch "harmlose" Geisteskranke an einander vorbei. Jeder hat ein Papierchen in der Hand und schaut darauf. Der eine hat eine grosse Erfindung gemacht, die die ganze Welt umändern soll, der andere hat ein Testament vor sich, das ihn zum Millionär macht, der eine ist der König von England, der andere ist Jesus Christus selbst. Jeder murmelt in sich hinein, aber harmlos, und alle gehen zusammen, Kartoffel ausgraben.

Brummbär, du schwätzt wieder zu viel, mach' dich an die Arbeit. Also zuerst die "ehrlichen Hasser". Der Brummbär schaut sich um. Wo sind denn all die kräftigen Katholikenhasser, von denen er so viel gelesen hat in der Geschichte? Man sieht keine mehr. Alles ist friedlich und tolerant gesinnt gegen uns. Man grüsst den Priester auf der Strasse, sie kommen zu unseren Card-Parties und Bazaars, manchmal kommt selbst so ein Minister zum Priester und drückt seine Hochachtung aus vor der wunderbaren Organisation der katholischen Kirche. Die Zeitungen berichten von unseren Kirchenfeiern, man gibt selbst einen (gemässigten) Auszug aus der Rede eines Bischofs—da ist doch nichts von Hass. Es klingt, besonders seit einigen Jahren, wie eine Verbrüderung der Glauben und Weltanschauungen in unserem lieben Amerika. Man geht Arm in Arm, lobt und komplimentiert sich gegenseitig und ist sehr "broad-minded" gegen die katholische Kirche. Manche glauben, es werde bald zu grossen Bekehrungen kommen. Der Brummbär aber denkt: sie haben uns klein und zahm und spielen mit uns, denn sie haben keine Angst mehr vor uns. Oder aber: man nimmt uns nicht mehr ernst, wir sind ihnen wie alle anderen "Sekten": ein Sonntagsmäntelchen, das man sich umhängt, weil es halt so Mode ist, hat aber im Leben nichts weiter zu bedeuten. Heiss oder kalt? Nein, da sind wir wieder in der "Lauheit", und der Brummbär glaubt, dass damit nichts zu machen ist für den Aufbau der "katholischen Weltordnung".

Wo wird denn noch anständig "g e h a s s t"? Na, da kommen sie ja, die letzten Ritter des streitbaren Protestantismus, wenigstens hier in Canada. Unsere Helden vom 12. Juli, in Orange-Farben gekleidet, werden aber gleich putterrot, wenn sie den Namen "katholisch" hören. Wir kennen sie ja alle, an jeder Strassenecke, in jedem Schul-Distrikt sitzen sie und wachen über die "Uebergriffe der katholischen Kirche" ins "weltliche Gebiet". Lästig wie die Flöhe, aber man muss allen Respekt haben vor ihrem Eifer. Der Brummbär hat Spass an den Leutchen. Vor lauter Christentum wollen sie die katholische Kirche totschlagen, oder vielmehr das Zerrbild der Kirche, das ihnen von Kindheit an in den "Back-

woods" von Ontario vor Augen gestellt worden ist. Wie der spanische Ritter gegen die Windmühl-Flügel so stürmen sie vor, jedesmal wenn sie etwas hören von der Kirche, was sie nicht verstehen. Wie würden die erst kkämpfen für die "katholische Weltordnung", wenn ihnen einmal die Augen aufgehen würden. Also einen Orangemann muss der Brummbär haben. Gleich damit hinauf auf den Berg zum Franzmann.

Die Ernte ist knapp. Ist das alles, was es noch ernst nimmt mit seinem Protestantismus, und die Kirche hasst" aus Ueberzeugung"? Es scheint fast so. Da draussen hat es ja mehr gegeben. Da war der "evangelische Bund", die "Los-von-Rom-Bewegung" und all die anderen Männer des "heiligen Luther-Zornes", aber denen ist der Atem vergangen in den letzten Weltstürmen: heute klammern sie sich krampfhaft fest an der alten Arche der Kirche, um nicht in der Sündflut unterzugehen. Ebenso machen es die grossen Herren der englischen Hochkirche, die zum Papst gehen müssen, um ihr "Vater Unser" nicht zu verlieren.

So weit für den "Hass". Es gibt aber zwei Arten von Hass. Da ist zuerst der "teuflische" Hass, mit dem die Gottlosen, die "Antichristen", die Kirche hassen, und von dem sprechen wir hier nicht. Vielleicht reden wir einmal davon, wenn wir vom Antichrist und seiner "Gegenkirche" sprechen (wer weiss wohin den dummen Brummbär noch seine Gescheitheit führen wird). Hier sprechen wir vom "religiösen" Hass, wo man aus lauter Frömmigkeit die Kirche hasst. Das ist eigentlich kein Hass, sondern eine **Krankheits-Erscheinung** in den "gemütskranken" Kindern Gottes, die damals aus der Kirche gerissen wurden, und niemals drüber gekommen sind. Diese "Hasser" sind die Nachfolger der "**streitenden**" Protestanten, welche damals aus Stolz, gegen ihr besseres Wissen, sich von der Kirche losrissen. Heute wissen sie gar nicht mehr, worum es sich handelt, "hassen" aber weiter "**aus Gewohnheit**". Jetzt kommen wir zu der anderen Art von Protestanten, die ich die "**liebenden**" Protestanten nennen möchte, die Nachfolger des "**leidenden**" Protestantismus. Da waren die einfachen Christenseelen, die damals an dem ganzen Streit Aergernis genommen hatten, und sich einfach auf das innere Christentum zurückzogen—oder auch jene tausende, welche durch gewissenslose Betrüger und Staats-Oberhäupter gewaltsam oder durch Kniffe von der Verbindung mit der Gotteskirche losgerissen wurden. Sie haben ihre Taufe und ihren Heiland in der Bibel aus dem Mutterhause mitgenommen, und leben davon seit 300 Jahren, wie die "unschuldigen Kinder" im Kinderhimmel. Auf diese nun baut der Brummbär seine grösste Hoffnung für den Wiederaufbau der katholischen Weltordnung. Ob mit Recht, wird er schon erfahren. Er besieht sich diese "Unschuldigen-Kinder"-Kirchen etwas näher an. Heimweh, ruheloses Suchen nach dem Mutterhause findet er überall. Bei manchen ist dieses Heimweh so stark geworden, dass sie aus lauter "Gemütsweh" den Verstand verloren haben. Wir kennen sie ja hier im Lande: die armen Leute, die da von Zeit zu Zeit "Anfälle" bekommen. Sie reissen ihre Kleider vom Leibe, und gehen hinaus in die Prairie, wenden jeden Stein herum: um Jesus zu suchen. Dann haben wir die "Holy Rollers" und andere Gesellschaften, die durch Tanz, durch krampfhafte Verrenkungen, durch hysterische Uebertreibungen sich mit "Jesus" in Verbindung setzen, Jesus "fühlen" wollen, die anderen, die von Zeit zu Zeit herumlaufen, um auf das Ende der Welt und die "Ankunft Christi" zu warten. Das sind die letzten Folgen der Losreissung von der Mutterkirche, an ihnen ist Hopfen und Malz verloren, selbst der Brummbär gibt sie auf für seine katholische Weltordnung.

Mehr Freude hat er an den unschuldigen Seelen, die da im Zug, auf dem Feld, zuhause, mit der Bibel in der Hand von Christus sprechen, und sich lieb und edel halten, aber mit der "bösen Welt" nichts zu tun haben wollen. (Mennoniten). Dann sind die Millionen im Innern Deutschlands, in Schweden und Norwegen und anderswo, die seit 300 Jahren keinen Katholiken mehr gesehen haben, und die in gutem Glauben auf ihre Bibel und ihrer Taufgnade weiterleben. Von allen diesen sammelt sich der Brummbär einige "Musterbeispiele" und sendet sie auf seinen Berg für die grosse "Beratung".

Sind die Katholiken auch "gemütskrank" geworden durch die Reformation? Augen rechts, Brummbär, und gib acht was du sagst. Nun, für unseren Zweck brauchen wir nur einige Beispiele. Da sind zuerst die "puckeligen Demuts"-Katholiken, besonders in unseren englisch-sprechenden Ländern. Ihnen haben die Verfolgungen der letzten dreihundert Jahre alle Stärke aus dem Kragen genommen, sie haben einen heillosen Respekt vor der (nicht-katholischen) Regierung und öffentlichen Meinung des Landes und bitten nur demütig, dass man sie leben lässt. Mal öffentlich aufzutreten und ihre Menschen- und Bürgerrechte zu verlangen, mal einer Regierung die Wahrheit zu sagen, wie es die Katholiken in Europa tun—ja, sowas kann man sich nicht mal denken. Sie geben die "Welt" auf als einen "bad job", und fühlen sich so recht zuhause in ihrer Inferiorität.

Dann kommen die "**Wächter des Heiligtums**", die "Kirche und Staat" streng auseinander halten wollen, und immer Angst haben vor "klerikalen

Uebergriffen auf das weltliche Gebiet." Sie können sich nicht vorstellen, dass die Kirche etwas mitzureden hat in Handel, Erziehung und Politik, und wenn man ihnen sagen wollte, dass eigentlich das Parlament in Regina mit der Heiligen-Geist-Messe eröffnet werden sollte, dass die Oberhäupter der Länder eigentlich ihren Beichtvater um Rat fragen sollten, ehe sie wichtige Regierungs-Beschlüsse fassen, dann bekommen die Herren das Gruseln vor dem "klerikalen Fanatismus". Die Marke wird viel geraucht in dem "katholischen" Europa.

Nun von beiden Katholiken-Arten ein Musterbeispiel für den "Rat der Weisen" auf dem Brummbär-Berg.

Der "Rat" ist versammelt. Noch einer kommt dazu, der ist nicht eingeladen. Es ist das "Strampel-Männchen" aus der Arche (vergleiche: Kasperl-Theater). Der Brummbär denkt sich: Auch die grossen Herren im alten Land hatten ihren "Hofnarren"; er lässt ihn herein und nennt ihn "Spott-Teufelchen". Und so beginnt die grosse Beratung über die "katholische Weltordnung" auf dem Brummbär-Berge. Was herauskommt, sehen wir das nächste Mal—wenn's hält bis dahin.

Ganz schön bist du, Maria

(zum 8. Dezember)

Ich möchte immer nur schau'n und schau'n
Dein Antlitz, du Fürstin der Frau'n,
Wie ist deine Stirne so klar und rein,
Dein Lächeln, wie voll von Sonnenschein,
So liebeleuchtend, so friendensmild,
Dass lauter Trost in die Seele quillt.
So lächeltest du dem Heiland zu —
O meine Mutter, wie schön bist du!

Wie schön deine Augen, du Gottesbraut!
Sie haben die Wunder der Christnacht geschaut,
Sie sah'n den Gequälten in Todespein,
Den Auferstand'nen in Glorienschein.
Was wir nur ahnend von ferne versteh'n,
Das hast du im Lichte der Gottheit geseh'n,
Dem alles Dunkle schwindet im Nu —
O meine Mutter, wie schön bist du!

Wie sind deine Hände so weiss und fein!
Sie hüllten das Kindlein in Windeln ein,
Sie reichten ihm Trank und Speise lind,
Sie schafften sich müde fürs Jesuskind.
Sie heben da droben im Himmelszelt
Sich täglich, flehend für alle Welt,
Lässt ihnen die Liebe doch nimmer Ruh' —
O meine Mutter, wie schön bist du!

Regina Most.

WEIHNACHTSGEDANKEN

Von Friedel Edmunds.

O heiligste der Nächte komm heran! —
Wohl zuckt die Welt in Wunden noch und Klagen,
Noch brausen Schlachten überm blut'gen Plan,
Noch sterben Tausende an jedem Tage. —

Und doch von fern ein Morgenröten weht
Und über all die blutgefleckten Pfade,
Auch übers Land der Bajonette, geht
Das Jesuskind und lächelt: Friede — Gnade.

Ja Friede allen, die da ruhn im Grund,
Fürs Vaterland und Heimatherd gefallen.
Ja Friede allen, die da krank und wund
Vom Blei getroffen heiss im Fieber lallen.

O Weihnacht, Weihnacht, deiner Kerzenbrand
Lass tröstend schimmern ob den dunklen Tagen,
Lass still das Gotteskind auf blut'gem Plan
Hertreten zu den Toten, Wunden, Müden.
O heiligste der Nächte komm heran,
Gib der bedrängten Welt den
Völkerfrieden!

Es gibt noch viele Morgenröten, die noch nicht geleuchtet haben.

Nietzsche.

"Nicht was ich habe, was ich schaffe, ist mein Reich."

Smiles.

"Von allem Geschriebenen liebe nur das, was einer mit seinem Blute schreibt."

N.



Wie der Nikolaus zum Klumpfüsschen kam

v. H. E. Kraus

Am Vormittag war meine Schwester draussen im Waldhause gewesen, um nach dem "Nickl" zu sehen. Verstört und weinend ist sie heimgekommen.

"Der Nickl macht es nimmer lang ... du solltest am Nachmittag zu ihm hinausgehen!" meinte sie. — Da hab ich mich denn nach dem Mittagessen aufgemacht und bin nach dem Waldhaus gegangen, das eine halbe Stunde vor dem Dorfe am Waldhang liegt.

Tät mich doch reuen der Nickl, wenn er sterben müsste, just in dem Augenblick, wo er durch seine heroische Tat zum Helden des ganzen Dorfes geworden ist. Freilich! Das hätt' ihm auch gar keiner zugetraut, dem stillen, versonnenen Nickl mit dem quelltiefen, blauen Blick, der so seelenvoll schauen konnte, der einem den Nickl so lieb machte, wenn er auch körperlich ein bisschen armselig geraten war. Die Natur hatte den Nickl mit einem Paar unförmiger Klumpfüsse versehen, deretwegen er oft zum Gespött für die Buben und Mädchen wurde. Still und ohne Aufregung, mit lächelnder Geduld und sehr viel Ueberlegenheit, hat der Nickl diese Unbill von seinen Altersgenossen ertragen; denn ein ganz feiner Geist wohnte in seinem armseligen Körperchen. So fand der Nickl zu dem jungen- und mädchenhaften Spott der Altersgenossen auch den richtigen Standpunkt: er lächelte dazu. Allerdings! Dieses Lächeln hatte manchmal etwas furchtbar Wehes an sich und schien dann und wann eher einem heissen Weinen zu gleichen.

Das schönste am Nickl war seine Seele. Denn nur aus einem so feinen Seelchen heraus ist die Tatsache zu erklären, dass er vor zwei Tagen die ärgsten Schreier und bösesten Spötter, die Bürgermeisterbuben Anton und Josef, aus dem Bache gezogen und damit vor dem Tode des Ertrinkens gerettet hatte. Kein Mensch wusste darum, dass ihn die beiden Buben vom Geländer des schwanken Stegs aus bitter verhöhnt, dass sie ihm mit überstülpter Stimme immer "Klumpfüsschen" nachgerufen hatten und dabei vor lauter Uebereifer in den Bach gefallen waren. Ohne Besinnen war der klumpfüssige Nickl den beiden Schreihälsen nachgesprungen und hatte sie, triefend und frierend, aus der kalten Flut ans Land gebracht. Hernach waren sie vom Nickl noch heimgebracht worden, während er selbst, zitternd in der Eiseskälte dieser ersten Dezembertage, zu seiner Mutter ins Waldhaus heimgehumpelt war. Und nun lag er an der Erkältung, die er sich bei seinem heroischen Tun geholt, schwer krank darnieder.

Mir tät' es arg leid um den Nickl, wenn er sterben müsste. Und täte mir besonders leid um die stille, feine Frau, die seine Mutter ist und an ihrem Klumpfüsschen so sehr hängt. Die beiden sind ganz wundervolle Menschen, leben in ihrer Waldeinsamkeit einer für den anderen, sprechen nicht viel und sind unglaublich gut zueinander.

Wie ich zum Waldhause hinschreite, fällt mir just ein, dass ja morgen Nickls Namensfest ist. Ich nehme mir vor, dem kleinen Helden zusammen mit dem Lehrer und den Schulkindern ein Fest zu bereiten, an dem er seine helle Freude haben soll.

Im Waldhause freilich sehe ich sofort, wie es um den Nickl steht. Da ist nichts mehr zu retten; die Fieberflamme wird dieses zarte Körperchen mit den klobigen Füssen in wenigen Stunden verbrennen. Wie ein Englein liegt der Nickl in den Kissen; die Augen glänzen im Fieber. Seine Mutter, die innerlich so herzzerbrechend schluchzt und nach aussen um des Nickls willen so stark scheinen muss, steht zu Füssen des Bettes und schaut ihrem kranken Liebling nur immerzu ins Gesicht.

Als sich seine Hand, die so fieberheiss ist, in die meinige legt, meint er:

"Nun werden mich der Anton und der Josef nicht mehr Klumpfüsschen schelten ... ich kann

nichts dafür, Herr Pfarrer ..."

Das war wie ein weher Aufschrei einer masslos gequälten Seele.

"Nein, Nickl, das werden sie nicht mehr tun. Sie werden noch heute zu dir kommen und dir das selbst versprechen. Sie wissen, was du für ein braver Bub bist und haben dich in der Schule als ihren allerbesten Freund erklärt."

Da ging ein Leuchten über sein bleiches Gesicht.

"Haben sie das wirklich?" fragt er erstaunt und unsagbar glücklich.

Und ich hab es bejaht, obgleich es den Tatsachen ein bisschen vorauseilte.

Lange noch sass ich bei dem Buben und als ich gehen musste, fragte ich ihn:

"Nickl, hast du nicht einen Wunsch? Ich würde dir so gerne einen erfüllen."

Da beugt er sich ganz nahe zu mir herüber und sagt leise, dass Mutter es nicht hört:

"Wenn halt zu mir auch einmal der Nikolaus kommen tät', Herr Pfarrer ... es wär 'as erste und 'as letzte Mal ..."

Zerquetscht und ein bisschen rissig in der Stimme erwiderte ich:

"Nickl! Zu dir soll heut noch der Nikolaus kommen. Das allerschönste Himmelsgeschenk soll er selber dir bringen."

Dann machte ich mich davon, auf dass meine Tränen mit denen der Mutter nicht zusammenflössen.

Am Abend bewegte sich ein seltsamer Zug zum Waldhause hinaus. Voran gingen einige Buben und Mädchen; an ihrer Spitze die beiden Bürgermeisterbuben. In einem Wagen folgten sodann der Bürgermeister, der Lehrer und ich. Auf einem weiteren Wagen war mein Harmonium untergebracht worden, dessen Klänge der Nickel so gerne hörte. Meine Schwester war bereits im Waldhause draussen, auf dass sie die Mutter des Kranken vorbereite und alles Nötige bereitstelle.

In tiefer Andacht und lautlos bewegte sich dieser seltsame Zug zur Waldschneise. In goldener Kapsel wohl geborgen trug ich den Leib des Herrn bei mir. Nur dann und wann schlug eines der Glöckchen leise an, die die Kinder mit sich führten.

Vor dem Hause wartete meine Schwester auf uns. Leise stiegen wir aus dem Wagen; die beiden Männer schafften das Harmonium lautlos in den Flur des Häuschens. Die Kinder sammelten sich um ihren Lehrer.

Im Flur traf ich die Mutter.

"Oh, Herr Pfarrer!" sagte sie, und nicht mehr. Das andere, was sie noch sagen wollte, ertrank in Tränen.

"Sabine! Ihr müsst nicht weinen!" suchte ich zu trösten. "Das will auch Euer Nickl gewiss nicht haben ... wir werden ihm ein Nikolausfest bereiten, an dem er sich durch die ganze Ewigkeit freuen soll ... lasst mich jetzt eine Weile mit ihm allein!"

Ich trat in das armselige Krankenstüblein.

Müde hob der Kranke das Haupt und lächelte, als er mich erkannte.

"Nickl! Heut will nicht nur der Nikolaus zu dir kommen; unser Herr Jesus Christus will selber bei dir einkehren und immer bei dir bleiben. Willst du das?"

Eifrig und mit verklärten Augen nickte der Nickl. Da nahm ich ihm die Beichte ab. Als ich das "Absolvo te" sprach, schien es mir, als legte sich ein wächserner Zug auf das bleiche Antlitz. Schnell trat ich zurück und begab mich in den Flur, wo die anderen auf mich warteten. Der Messner legte den Chorrock an und tat den Rauchmantel um; eine Bischofsmütze setzte er sich aufs Haupt und hiess die beiden Bürgermeisterbuben vor sich herschreiten. Die Kinder klingelten mit ihren Schellchen und so zogen alle beim Nickl ein.

"Heiliger Nikolaus!"

Die Mutter und meine Schwester stützten den Kranken hoch. Am vorbereiteten Tischchen kniete ich nieder, zu meiner Rechten und Linken die Bürgermeisterbuben. Die beteten das Confiteor. Mit grossen, unirdischen, fast schon heiligen Augen, sah der Nickl auf die beiden Buben. Langsam falteten sich seine Hände. In seinen fieberigen Augen lag eine grosse, wundersam heilige Freude darüber, dass die Buben, die ihn doch am meisten von allen geschmäht und verhöhnt hatten, zu ihm gekommen waren.

Draussen setzte das Harmonium ein und die Kinder sangen ein Nikolauslied. Nun gab ich den Bürgermeisterbuben einen Wink. Gemeinsam traten sie an Nickls Bett. Der Anton nahm die Hand seines kranken Schulkameraden und sagte: "Nickl ... Sei uns auch nimmer bös ... und wenn d' wieder in die Schule kommst, soll keiner mehr Klumpfüsschen zu dir sagen dürfen ... oder ich hau ihn ..."

Und der Nickl sieht die beiden Buben mit leuchtenden Augen an:

"Ich tät' ja auch noch einmal für euch ins Wasser springen ..."

Draussen ist der Lehrer mit einem Präludium zum Weihnachtslied übergegangen.

Da wird das Antlitz des Kranken traurig. Eine Träne tropft an der bleichen Wange nieder. Sein Haupt legt sich fest in seiner Mutter Arm; er sieht zu ihr auf. Dann wendet er sich wieder seinen Schulkameraden zu:

(Schluss auf Seite 20)

Allerlei Interessantes

Wie Trotzki geweckt wurde.

Eines Tages wurde vor die Tür des russischen Machthabers ein Rekrut gestellt, mit dem Befehl, den Volkskommissär Punkt vier Uhr früh zu wecken. Das wollte der junge Muschik ja gern tun, aber als es so weit war, brachte ihn eine Frage in schwere Verlegenheit: "Wie soll ich ihn wecken?" brummte er vor sich hin. "Ihn anrufen: "Sie Herr!" das geht nicht, es gibt keine Herren mehr; ihn "Genosse" nennen, ist doch zu vertraulich, und schütteln kann ich ihn auch nicht—" Der Soldat dachte tief nach, dann strahlte sein Gesicht, er hatte die Lösung gefunden. Er begann vor der Tür, so laut er konnte, den Anfang der Internationale zu singen. Der aber lautet in der russisch-bolschewikischen Fassung: "Auf, auf, erhebe Dich, Du elendiges Wesen, das die Verdammnis traf, Sohn einer Welt von Hungernden und Sklaven—"

* * *

Die Schlüssel zur Grabeskirche in Jerusalem, die zu den grössten Heiligtümern der Christenheit gehört, befinden sich in den Händen eines Mohammedaners.

* * *

Wenn man die Wälder der ganzen Erde fällen würde, hätte nicht nur die Erde ein trauriges Aussehen, sondern auch die Menschen. Denn die Wälder und alle Blattpflanzen sorgen für die Reinigung und für die Erneuerung der Luft, die der Mensch zum Atmen braucht. Atmet der Mensch schlechte Luft ein, dann sieht er bald gelblichblass und krank aus.

Bei der Atmung nimmt sich die Lunge den wichtigsten Bestandteil aus der Luft, den Sauerstoff. Diesen führt sie in das Blut über. Dafür atmet die Lunge die verbrauchte Luft aus, die hauptsächlich aus Kohlensäuregas besteht. Bei den Blattpflanzen ist dieser Vorgang umgekehrt. Sie nehmen Kohlensäure auf und geben Sauerstoff ab. Während die Pflanze Kohlensäure zum Gedeihen braucht, benötigt der Mensch Sauerstoff zu seinem Aufbau. Der Mensch benötigt aber nicht immer gleich viel Sauerstoff. In liegendem oder ruhendem Zustand verbraucht der Mensch etwa 8 Liter Sauerstoff in einer Stunde. Wenn er beschäftigungslos sitzt, dann benötigt er etwa 16 Liter Sauerstoff pro Stunde. Bei Schreibarbeit steigt der Verbrauch auf 24 Liter. Bei schwerer Arbeit benötigt er sogar 50 Liter Sauerstoff pro Stunde.

Während der Nacht jedoch atmet die Blattpflanze wie der Mensch: Sie nimmt Sauerstoff auf, und atmet Kohlensäure aus. Deshalb soll man keine Blattpflanzen im Schlafzimmer haben. Sie verbrauchen zu viel Sauerstoff und lassen dem Menschen—besonders wenn die Fenster des Schlafzimmers geschlossen sind—nur Kohlensäure zur Atmung. Kopfschmerz und Nervosität sind die Folge.

* * *

In Europa gibt es nicht weniger als 125 verschiedene Sprachen, die vollständig selbständig sind. Deutsch wurde vor dem Kriege von 81 Millionen gesprochen, Russisch von 70 Millionen, Englisch von 47 Millionen, Italienisch von 41 Millionen und Französisch von 30 Millionen.

* * *

Das Biertrinken ist keine Errungenschaft der Neuzeit. Wann zum erstenmale Bier getrunken wurde, ist nicht bekannt, aber bestimmt war Bier in den ältesten Zeiten ein beliebtes Getränk. Auf dem Grabmale des Achet Hetep Hera aus dem 28. Jahrhundert vor Christi Geburt finden wir das Bildnis eines ägyptischen Führers beim Biertrinken. Unsere Biertrinker sollen sich schnell einmal ein Bild von sich selbst machen lassen, mit einem Bierglase in der Hand, selbstverständlich. Nach Jahrtausenden werden die Menschen daran beweisen können, welch tüchtige Biertrinker unser Jahrhundert — trotz aller Bierrationierung — gehabt hat.

* * *

Der Patriot

Der englische Gesandte in Washington namens Bryce erzählte eine hübsche Geschichte, um die hohe Meinung zu kennzeichnen, die schon die amerikanischen Knaben von ihrer Nation haben. Es war in einem Schulzimmer und der Lehrer befragte die Kinder über die Schöpfungsgeschichte. "Wer war der erste Mann?" fragte er einen Buben. Der denkt nach und hebt dann in gehobenem Ton ein bekanntes Wort wiederholend an: "Washington, der erste im Krieg, der erste im Frieden, der erste . . ."

"Falsch," sagte der Lehrer, "Adam war der erste Mann."

"Oh," entgegnete der Schüler geringschätzig lächelnd, "wenn Sie von Ausländern reden . . ."

* * *

Einen neuen Heiligen haben seit kurzem die Autaler. Wie sie einmal eine Wallfahrt machten, kamen sie über eine Brücke. Ein Balken war schon morsch geworden und zeigte eine ansehnliche Vertiefung. Und gerade in diese musste der Vorbeter mit dem Fusse hineintappen, als er mit aller Kraft hinausrief: "Heiliger . . . Oha!" — "Bitt' für uns!" riefen die anderen. Seitdem haben die Autaler um einen Heiligen mehr als die ganze Christenheit.

Ein Volksjubilaeum

Von P. JOS. SCHNEIDER O.M.I.

Der 21. Dezember ist alljährlich der Sonnenwendetag. An ihm erreicht die Sternenkönigin am Himmel ihren tiefsten Stand, um sich gleich darauf wieder aufwärts zu schwingen und langsam aber sicher den kommenden Frühling herbeizuführen.

Derselbe Tag ist einmal zum Wendetag im Wirtschaftsleben der besitzlosen Volksklassen geworden. Ist er doch der Gründonnerstag der wirtschaftlichen Selbsthilfe (Co-operative Movement). Genau vor 100 Jahren hat man sie in Rochdale (England) ins Leben gerufen. In den Webekammern jenes Ortes hat ihre Wiege gestanden. Der herkömmliche Webestuhl, der bis dahin Tausenden Geld und Brot verschafft, war plötzlich durch Erfindung neuer Maschinen verdrängt worden. Die Arbeiter brachte es an den Bettelstab. Die besitzenden Klassen jener Zeit aber, zusammen mit der Regierung, schwammen ganz im Taumel des "freien Wettbewerbs", der rücksichtslos jede Pflicht der Liebe leugnet, auch wenn der leidende Bruder dabei zugrunde geht. "Lass jeden machen, was er will", lautet sein oberster Grundsatz; alles berichtigt sich schon von selber." Was verblieb da jenen Arbeitern, die die herzlose Konkurrenz auf die Strasse geworfen? Wie sollten sie sich und ihre Kinder aus der Verzweiflung erretten? Es blieb ihnen nur der Weg der Selbsthilfe. "Nimm all deine Groschen und wirf sie mit denen deiner Schicksalsgenossen zusammen und dann stürze dich hinein in die Industrie und bahne dir den Weg zum Licht!" So dachten und sprachen die arbeitslosen Weber von Rochdale. Aus ihrer Not und den gewaltigen Lebensspannungen ihrer Zeit wurde die Co-op. geboren.

Heute umfasst die Bewegung 9 Millionen Mitglieder in England. 11 Millionen Verbraucher versorgt sie mit den täglichen Lebensnotwendigkeiten. Sie liefert 1/3 der Milch im ganzen Land; 1/6 aller Fleischwaren; 5—6% aller Kleider. Sie beschäftigt 300 000 Arbeiter. Stellt die meisten ihrer Waren her in eigenen Fabriken: Schuhe, Backwaren, Kleider, Fahrräder und Medizin. Dazu hat sie ihre eigenen Banken und alle erdenklichen Sorten von Versicherungen. Kurse werden gegeben zur Belehrung und Fortbildung, Büchereien unterhalten, und zahlreiche Zirkel sorgen für gediegene Unterhaltung und Erholung. Das Betriebskapital beläuft sich auf $80 Millionen; der jährliche Warenumsatz auf mehr denn 1 Billion. So hat sich das Unternehmen aus kleinsten Anfängen zu einer wahren Volksbewegung ausgewachsen. Immer mehr gewinnt sie an Grund und Volkstümlichkeit in allen Ländern.

Sieh dir mal genau das obenstehende Bildchen an. Erscheint es dir nicht schön und voll verlockender Anziehungskraft? Es veranschaulicht grösste Wirtschaftsblüte und eine neugeborene Wirtschaftswelt. Rechts und links weizenschwere Felder und Fruchtspeicher. Qualmende Fabrikmasten verraten erquickenden Hochbetrieb. Für jeden, der will, bietet sich Arbeit und Brot und ein sorgenfreies Dasein. Mitten drin, wie auf einem breiten "highroad", marschieren voll Freude Familie und Volk. Eltern und Kinder, Jung und Alt gehen Arm in Arm der strahlenden Sonne entgegen; gleiten langsam aber sicher hinüber in eine schönere Welt. Ist das nicht wunderbar? Ja, so könnte und sollte es sein. WIRD es so kommen?

Die Frage ist, WIE man es bewerkstelligen kann. Das allein ist der springende Punkt, die grosse Unruhe und Sorge für die Gegenwart und noch mehr für die Zeit nach dem Krieg. Und hier scheiden sich die Ansichten und Weltanschauungen und politischen Parteien. Hier streiten sich "free enterprise" und "Social Credit" und "C.C.F." und Bolschewismus. Und alle halten ihre Fahnen hoch, weiss und "pink" und blutigrot, und werben um deine Gunst und deinen Stimmzettel bei der Wahl. WIR fragen: "Wo in der Welt ist der sicherste, gerechteste, christlichste Weg zur Verteilung der Güter? Der Weg, der eine wahre Dauerlösung des Wirtschaftsproblems verbürgt?" Wir antworten ohne Zögern: die "Co-op."-Bewegung ist dieser Weg.

Sie greift in wirksamster Weise dem armen Mann, dem Verbraucher, dem Familienvater unter die Arme. Sie bekämpft die Verschwendung durch Trinkerei, Gamblerei, Schleckerei; alles nutzlose und sinnlose Geldausgeben. Sie pflegt planvolles Sparen unter den Kindern, der Jugend, den Erwachsenen. Und die vielen kleinen Sparer rafft sie zusammen zur Gruppenarbeit. Verhilft ihnen zum Erwerb billiger Waren; zur Mitteil-

nahme an Herstellung der Güter; zu Besitz und Eigentum; zur Mitbeeinflussung und Mitbestimmung des gesamten Geschäfts- und Wirtschaftslebens. So werden Scharen einfacher Leute zu "shareholders" der Volksbanken ("credit unions") und der Konsumvereine. Eine wahrhaft christlich-demokratische Massenbewegung. Denn im Schoss des Volkes geboren, arbeitet sie nach Christi Grundsätzen mit dem Volk, für das Volk und zum Besten des Volkes. Und das unterscheidet sie ganz und gar vor der sozialistisch regierten Volksgemeinschaft.

Eine sozialistische Regierung wird zwar vom Volk gewählt. Aber nach ihren Grundsätzen werden die schwebenden Fragen von oben herunter gelöst durch gesetzlichen Druck und Polizeigewalt. Ihr Ideal ist nicht versöhnende Ueberbrückung der Klassengegensätze sondern **gewaltsame** Herstellung der Gleichheit und Brüderlichkeit. Wer aber sieht darin nicht die grosse Gefahr der Uebertreibung? Wer weiss, wo solch ein Staat die Eigentumsgrenzen zieht? Wo wird er halt machen in Anwendung gesetzlicher Massnahmen? Lauert da nicht das Gespenst des Kollektivs und der bolschewistischen Diktatur? Kann es nicht eines Tages enden in Vergewaltigung jeglicher Persönlichkeitsrechte und jeglicher Menschenwürde? Mit einem Wort, im politisch-wirtschaftlichen Radikalismus?

Wir sagen nicht, dass es so kommen MUSS; wir sagen, dass es so kommen KANN. Denn die Möglichkeit einer solch fatalen Entwicklung liegt im WESEN des sozialistischen Staates. An beruhigenden Versicherungen des Gegenteils fehlt es natürlich nicht. Wann hat je eine Regierung es an Versprechungen fehlen lassen? Die Frage ist, ob und wie lange sie sich daran halten wird. In der Beziehung steht der sozialistische Staat im Verhältnis zum Volk wie der junge Liebhaber zu seiner Braut. Die Wochen vor der Ehe sind immer eine Zeit des gesteigerten Idealismus. Erst die späteren Jahre beweisen, ob dabei ehrlicher Manneswille im Spiele war oder gemeiner Betrug.

Die "Co-op." hat ihre Wurzeln in den Tiefen der Volksseele. Sie wird genährt und getragen vom Idealismus der mittleren Volksschichten, die voll Verlangen Ausschau halten nach der Höhe wirtschaftlicher Unabhängigkeit. Was sie erstreben ist eine gerechtere Teilnahme aller Enterbten an dem Gold und den Gütern der Erde. (Distributismus). Die "Co-op."-Bewegung ist ein Volksideal, und deshalb ist die Jahrhundertfeier ihrer Gründung in Rochdale auch ein wahres Volksjubiläum. Wir können nur wünschen und beten, dass sie immer mehr Verständnis finde in Stadt und Land und die in ihr liegenden Segnungen und Vorteile weitertrage von Meer zu Meer.

Nur eine Schwierigkeit findet sich in ihr. Es ist die Langsamkeit in ihrem Aufbau und im Abwerfen der ersten Gewinne. Die ersten Profite dürfen nicht verteilt werden, sondern müssen zur Sicherung des Betriebes in der Kasse bleiben. Jahre mag es dauern, bis der Einzelteilhaber die Früchte seines Sparens und seiner Arbeit erntet. Noch länger mag es dauern, bis die ganze Bewegung fähig wird, die Wirtschaftswelt im Grossen entscheidend zu beeinflussen und die herzlose Preisdiktatur gottloser Millionäre und ihrer "Trusts" (Wirtschaftsverbände) zu zerschmettern.

Dagegen sagen wir: Wo in der Welt gibt es etwas Grosses und Solides, das sich im Handumdrehen schaffen lässt? "Mushroom"-Gewächse (Pilze) kommen über Nacht und verschwinden in 24 Stunden. Einrichtungen von dauerndem Wert entwickeln sich langsam, so langsam wie die Baumriesen an den Abhängen des kalifornischen Hochgebirges; dafür trotzen sie aber auch den Stürmen für Jahrhunderte. Je grösser unsere Opfer und Mühen im Aufbau des wirtschaftlichen Selbsthilfsystems, desto grösser die Freude am Erfolg und am endgültigen Sieg.

WIE DER NIKOLAUS ...

(Fortsetzung von Seite 17)

"Anton! Wenn du halt auch manchmal im Sommer kommen und der Mutter Beeren pflücken tätest und ihr das Holz unter den Ofen richten ..."

Da weinen wir alle zusammen weh auf. Der Bürgermeister aber, der grosse, starke Mann, den ich nie in meinem Leben weich gesehen habe, schiebt sich zum Nickl hin:

"Tu dich net ab, Nickl ... I ... i sorg schon für dein Mutterl!"

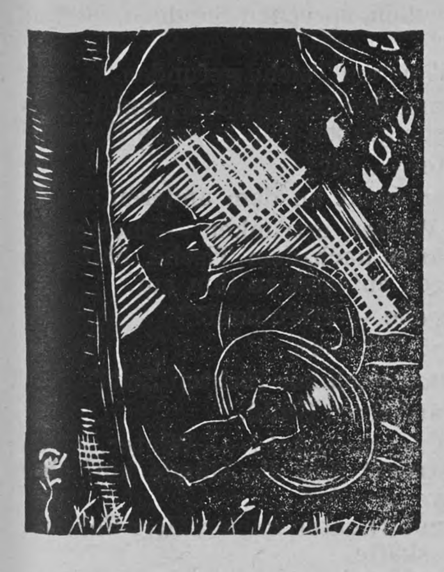
Träne um Träne tropft aus dem wetterharten Gesicht des Mannes nieder, während er sein Versprechen in die kleine, bleiche Hand des Kranken bekräftigt. Da wird dann auch Nickls Antlitz wieder um einen Schein froher.

Lange nach Mitternacht hörte ich meine Schwester heimkommen.

Am Morgen sagte sie mir, dass der Nickl um die zweite Morgenstunde sanft und still, wie er durch die wenigen Jahre seines Lebens gegangen ist, verschieden war.

"Und die Sabine?"

"Die weint draussen im Waldhaus ihren Mutterschmerz aus ... das Klumpfüsschen ist doch ihr einziger Sonnenschein gewesen ..."



Der Sohn der Hagar

Roman von Paul Keller

(Fortsetzung folgt)

Hartmann sah durchs Fenster. Der Mond beleuchtete die Strasse. Da sah er die zwei jungen Leute dahinschreiten. Sie gingen denselben Weg, den vor langen Jahren Martha Hellmich ging. Und Lore hatte ein kleines Päckchen in der Hand wie jene.

Aber das alte Tor war fort. Es war zusammengefallen in der Nacht, da Robert ins Haus kam.

Der Weg war damals geöffnet worden für diese zweite.

Langsam gingen die zwei.

Es waren zwei!

Die andere musste allein gehen.

Allein in den Tod.

Alte Sünde stand auf in junger Reu'.

Auf altem Wege ging ein altes Geschick.

* * *

Siebzehntes Kapitel

Langsame, schwere Wanderung.

Unsicheres Wandern ins Dunkle.

Seht, sie ist schön und geht ohne Ehre und Liebe aus der Heimat!

Seht, sie ist jung und hat kein Ziel!

Und der neben ihr geht, führt sein Glück ins Weite.

Er löscht den Stern aus an seinem dunklen Himmel, tilgt den einzigen Rosenstock aus seinem armen Garten.

Er muss grossmütig sein und ist jung.

Er muss schweigen und hat eine Seele voll schreiender Wünsche.

Schwere, unsichere Reise! Das Mondlicht fällt fahl durch wandernde Wolken. Da gleiten seltsame Schatten über den Weg, lagern und recken und dehnen sich im toten Grase am Wegrand und zerrinnen gespenstisch in nichts. Sie kommen am Teiche vorbei, der drüben nächtlich liegt. Die Nebelfrauen huschen zwischen den Stämmen hervor, lauern und winken mit weichen, grauen Armen.

"Seht, sie kommen wieder! Sie kommen zu zweien! Kommt, ihr schönen Menschen, kommt und schwimmt auf dem stillen Wasser. Schwimmt mit den Gesichtern nach oben — nebeneinander! Der Mond wird kommen und silberne Wasserrosen um euch streuen. Leuchtende Funken werden um euch sprühen. Der Wind weiss schöne Lieder. Dazu werden wir tanzen. Wir tanzen gern, wenn schöne Menschen im Wasser schlafen. Wir tanzen leise, dass sie nicht erwachen. Kommt, legt euch zur Ruhe!"

Die beiden bleiben stehen, und ein paar Augenblicke sieht auch Robert hinüber nach dem Wasser.

Denn es ist ein schweres Wandern.

Aber eine lichte Wolke zerrinnt, und zwei Sterne schauen tröstend aus hohen Weiten.

Robert weiss nicht, ob ihn bei der Geburt ein Blick seiner Mutter traf, ob sie ihm einmal liebreich die Hand auflegen konnte oder ob sie noch früher starb, aber der Segen dieser Mutter hat ihn doch begleitet durch ihr todernstes Andenken und ihn gestützt in den schwersten Augenblicken seines Lebens, mehr als manches andere Kind, das durch viele Jahre eine gleichgültige Mutter hatte.

So sagte er jetzt:

"Lore, wir wollen weitergehen!"

Sie wanderten schweigend, er trug jetzt ihr leichtes Reisebündel. Ein paarmal wollte er von ihrer Zukunft sprechen, aber er war es nicht imstande. Tröstende Worte erstickten in seinem eigenen Herzeleid.

In der Pappelallee, wo er sie gefunden, sagte sie mit inniger Bitte:

"Verzeih mir, Robert!"

Sie schlang den Arm um ihn und lehnte den Kopf an seine Schulter. Er konnte nichts anderes sagen als: 'Sei still, Lore, sei still!"

Und ging weiter mit ihr. Als sie aber auf die letzte Anhöhe kamen und die Lichter der Stadt aufblitzen sahen, blieb er stehen.

Jetzt — diese paar Schritte noch — dann war alles aus, war alles Glück für ihn zu Ende.

Da verliess ihn seine Führerruhe. Da riss er sie in seine Arme, presste sie an sich und bedeckte ihr Gesicht mit leidenschaftlichen, glühenden, durstigen Küssen. Küsste sie unter Lachen und

Weinen, gab ihr tausend zärtliche Namen — und schlug sich plötzlich mit den Fäusten gegen die Stirn und ging den Hügel hinab der Stadt zu, sah sich nicht einmal um, ob sie ihm folge.

In der Stadt führte er sie in ein fremdes Gasthaus und befahl ihr zu warten, bis er zurückkomme.

So ging er allein und lieferte Hartmanns Brief ab. Er fand ältere, gutmütige Leute. Sie kamen in grosse Verlegenheit, aber er redete ihnen zu und sagte, die Lore würde nicht lange bei ihnen bleiben.

So fassten sie sich und willigten ein.

Dann kam Lore zu ihnen. Der Schritt über diese fremde Schwelle war schwer. Aber die alte Frau, deren Herz ruhig und unbeteiligt war, fand viel freundliche und vor allen Dingen viel wohltuend gleichgültige Worte, dass es Lore leichter wurde.

Fremder Gleichmut ist eines der besten Mittel gegen die Fieber unseres Lebens.

Es war noch nicht acht Uhr. Robert Winter sagte, er wolle noch etwas besorgen, und er komme noch einmal wieder.

Er reichte dem Mädchen die Hand über den Tisch hin, und sie erschrak, dass sie so kalt war.

Und Robert ging und fand ein Geschäft noch offen, dort kaufte er einen Revolver.

Er lud ihn vor den Augen des Verkäufers.

"Ich habe einen weiten Weg", sagte er, "und er ist unsicher."

Die Waffe in der Tasche, ging er ein paar Strassen weiter und stieg in einem Hause bis zu einer Tür empor, an der war eine Visitenkarte mit der Aufschrift: Fritz Scholz, Postassistent.

Er traf den zu Haus, den er suchte.

Scholz geriet in schwere Verlegenheit.

"Ach . . . Herr Winter . . . das ist ja eine Ueberraschung . . . wo kommen Sie denn her? . . Bitte, nehmen Sie Platz."

"Ich danke! Ich bin nicht müde."

"Aber — aber was ist denn? Wie sehen Sie denn aus?"

"Ich komme wegen der Lore."

Er sah ihn hasserfüllt, drohend an, und der andere erbleichte.

"Wegen — wegen Fräulein Lore?"

"Ja!"

Robert schwieg und liess den Gegner in Spannung.

"Was — was ist denn mit Fräulein Lore?"

Robert entgegnete nichts, aber seine Augen glühten und seine Hand fuhr in die Tasche.

"Ist — ist etwas geschehen?" stammelte der andere.

"Was geschehen ist, wissen Sie!"

"Ist ein Unglück geschehen?"

Robert gab wieder keine Antwort.

"Ich bitte Sie, Herr Winter, ist ein Unglück geschehen?"

Robert schwieg, aber ein unheimliches Keuchen drang aus seiner Brust.

"Um Gottes willen, sprechen Sie doch, ist was mit Lore passiert?"

"Ja. Ich hab' sie am Teiche gefunden."

Da verzerrt sich das Gesicht des jungen Mannes, und die Hände graben sich in seine Haare.

"Tot — Winter — tot?"

Keine Wimper zuckt an dem anderen.

"Ertrunken, Winter, ertrunken — meinetwegen? —" Er wankt nach dem Tische, hält sich an, hebt die Augen entsetzt zu ihm auf.

"Im — im Teiche — ertrunken?"

Da endlich redet Robert.

"Nein! Ich kam noch zur rechten Zeit!"

Scholz sinkt auf einen Stuhl.

"Sie ist nicht — nicht tot? — Winter, — da — da —" Er streckt ihm die Hände hin, aber Robert steht bewegungslos.

"Sie können gut Theater spieler, Herr Scholz", sagte er mit Eiseskälte.

"Theater, nein — ich — ich — ich Sie wissen ja nicht — Sie wissen ja nicht! — Das wär' ja mein Ende —"

"Es wäre nicht schade um Sie — Sie Schuft!"

Fritz Scholz zuckt kaum zusammen bei der Beleidigung.

"Bin ich — bin ich ein — Schuft?" lallt er wie geistesabwesend.

Da wirft sich Robert Winter zum Richter auf.

"Wer ein so schönes — fröhliches — reines Mädchen, wie die Lore war, verdirbt und sie dann im Stiche lässt, der ist ein grosser Schuft. Gestern fand ich sie auf der Strasse — ohnmächtig — sie hatte sich zuschanden gelaufen um Ihretwillen — Sie waren nicht zu Hause. Abends, da hat dann die ganze Familie ihr Grauen gehabt über Sie — und dann, da holte ich die Lore vom Teiche. — Gelt, Sie hätten die Lore nicht geholt, Sie sassen hier in der warmen Stube. Aber Sie sind ein ganz blöder Mensch! Was wissen Sie von dem Jammer eines solchen geschändeten Mädchens? Was wissen Sie von einem so hilflosen Kinde? Sehn Sie mich an! Meine Mutter ist auch so einem gewissenlosen Schuft, wie Sie sind, in die Hände gefallen, sie ist am Wegrande gestorben, und ich — ich bin nicht gestorben — ich, das uneheliche Kind, bin ein glücklicher Mensch in der Welt geworden, ha ha! Und so wird's nun der Lore gehen und ihrem Kinde."

Der andere hatte sich die schweren Vorwürfe angehört, jetzt erholte er sich.

"Herr Winter, ich weiss nicht, was Sie sagen. Es ist wahr, ich hab' der Lore geschrieben, ich könnte sie noch nicht gleich heiraten, meine Eltern sind dagegen."

"Ach", unterbrach ihn Winter mit bösem Hohn. "Die Eltern! Sie geben dem Söhnchen die Erlaubnis nicht. Wegen der anderen Sache hatte er nicht erst um Erlaubnis gefragt. Sie glauben wohl, Sie — Sie Lümmel, Ihr Lebensglück und das Glück Ihrer Eltern seien wichtiger als das Lebensglück des Mädchens? Das Mädchen ist ja

zehnmal mehr wert als Sie und Ihre ganze Sippschaft!"

"Herr Winter — das ist zu viel. Jetzt schweigen Sie! Ich werde die Lore heiraten, aber erst in zwei Jahren. Ich lass mir von Ihnen ja bloss so viel gefallen, weil Sie meine Braut —"

Robert lachte laut auf.

"Ihre Braut! Sie täuschen sich vielleicht. Sie glauben doch nicht, dass die Lore keinen besseren bekommt?"

Fritz Scholz sah ihn verständnislos an.

"Was soll das heissen? Einen anderen? — Wen? — Sie?"

"Mich nicht! Ich bin ein armer Kerl. Aber es gibt einen, dessen Einkommen nicht zu klein ist, sie zu heiraten, bei dem die Lore sich nicht um die Ehre zu reissen braucht, am Hungertuche mitzunagen — Berthold Hartmann."

"Berthold Hartmann — den dummen Menschen —"

"Besser weniger klug und weniger schlecht! Sie sind weit dümmer als Berthold Hartmann. Die Mutter weigert sich noch, aber — sie wird nachgeben."

Da gewinnt Fritz Scholz seine Fassung wieder.

"Das — das geht nicht — das ist unmöglich — den Berthold nimmt ja die Lore nicht — und ich geb' sie ja auch nicht her — ich geb' sie nicht her — lieber will ich mit ihr hungern."

"Reden Sie nicht so! Der Lore wird bei Berthold viel wohler sein als bei Ihnen."

"Aber ich liebe sie doch — ich lieb' sie ja so sehr —"

Robert lachte rauh.

"Das hat man gesehen!"

"Es war ja bloss augenblickliche Verwirrung — Ratlosigkeit — ich geb' sie ja nicht auf — ich geb' sie nicht auf."

"Sie werden es müssen!"

"Nein! Tausendmal nein! Und das Kind! Mein Kind! Sie gehört doch zu mir!"

Da werden Robert Winters Züge mit einem Male weicher.

"Wirklich: Ist das nicht bloss Rederei, ist das wahr?"

"Ist es Ihnen um das Kind?" fragte er leise.

"Ja!"

"Ist das wahr?"

"Ja! Bei dem allwissenden Gott!"

Eine Minute lang steht Robert Winter regungslos.

Er kämpft den letzten Kampf.

Versicherungen aller Art. Hypotheken.
An- und Verkauf, sowie Verwaltung von Häusern und Grundstücken.
Auskünfte in allen Geschäfts- und Finanzfragen werden gerne unentgeltlich erteilt.
C. FRANKE & COMPANY
701 Confederation Life Bldg. — Winnipeg, Man.

"Wollen Sie — Wollen Sie die Lore wirklich haben? Und auch das Kind?"

"Ja! Ja!"

"Werden Sie gut mit ihr sein?"

"Ja! Immer!"

Robert schweigt noch eine kurze Weile. Dann sagt er tonlos:

"Sie ist hier in der Stadt bei Bekannten: Gartenstrasse 15, bei Hübner."

Fritz Scholz springt auf.

"Ich will hingehen — mit ihr reden."

Robert winkt ihm ab.

"Morgen! — Morgen ist es zeitig genug."

Dann steht er wieder in Gedanken versunken und fragt endlich:

"Werden Sie bald heiraten?"

"Ja. Wenn die Lore will — sofort!"

"Es ist gut!"

Robert Winter greift in die Tasche und legt einen Revolver auf den Tisch.

"Was — was soll das?" fragt Scholz erschreckt.

"Das Ding gebe ich Ihnen als Hochzeitsgeschenk."

Die Blicke bohren sich ineinander. Mit Schaudern sieht Fritz Scholz den Gegner an, von dem er weiss, dass er wegen einer Gewalttat drei Jahre gefangen war.

"Das schenk' ich Ihnen", wiederholte Robert Winter. Dann wandte er sich zur Tür.

Aber er dreht sich noch einmal um.

"Ich habe etwas vergessen zu sagen: Die Lore bekommt zwölftausend Mark Mitgift. Zwölftausend Mark!

* * *

Robert geht nach der Gartenstrasse zurück. Er bittet die alten Leute, ihn mit Lore auf ein paar Minuten allein zu lassen.

Mit gesenktem Kopfe steht er vor dem Mädchen, und mit leiser Stimme sagt er:

"Sei nicht mehr traurig, Lore, er wird dich heiraten. Ich war bei ihm. Morgen kommt er her, und er heiratet dich bald. Er tut's, weil er dich liebt. — Ich hab' es ausgeforscht. Von der Mitgift hab' ich ihm erst zu allerletzt gesagt. Er heiratet dich bald."

Sie starrt ihn an. Kein Leuchten geht über ihre Züge, keine Freude blitzt auf in ihren Augen.

"Lore, wirst du nun ruhig und zufrieden sein?"

Sie sieht ihn mit brennenden Augen an und schluckt und findet kein Wort.

Sie sieht ihn noch einmal an, und dann sinkt sie mit dem Kopf auf die Tischplatte und weint bitterlich.

Junges Kind, kam dir eine Erkenntnis?

Robert steht erschüttert vor ihr.

Dann küsst er sie leise auf den blonden Scheitel und geht davon.

Achtzehntes Kapitel

Von tausend Zweigen sang der Frühling junge Lieder.

Wandernde Bäche, wandernde Wolken, wandernder Wind.

In diesen Tagen wird dem Menschen sein Heim unlieb.

Er trennt sich gern von ihm wie von einem Bekannten, bei dem er zu lange zu Besuch war und dessen er überdrüssig geworden ist.

Der Wächter auf der Höhe stand noch kahl, aber an seinen Füssen blühten zwei Veilchen, auf die blickte der Wächter den ganzen Tag wie ein rauher Kriegsmann, der in zwei Kinderaugen sieht.

Er durfte ruhig träumen auf seinem Vorposten. Dem Walde, der hinter ihm sich dehnte, drohte jetzt kein Unheil. Da lagen brütende Vogelmütter auf bunten Eiern, und der Herzschlag alten Lebens einte sich mit dem Herzschlag werdender Wesen. Da gab es alle Tage neue Freude, neue Heimkehr, neues Wiederfinden.

Am Fusse des Wächters sass Robert Winter. Er hatte heute nichts zu tun. Hartmann hatte Feiertag angesetzt für sein ganzen Haus.

Lore hatte Hochzeit.

Gottlieb und die Christel waren hinein nach der Stadt. Ausser den zweien würden bloss die Verwandten des Bräutigams, die sich in Anbetracht der Mitgift rasch beruhigt hatten, an der Hochzeit teilnehmen.

Sonst niemand. Vor allen Dingen er nicht, obwohl ihm Lore einmal und der Bräutigam dreimal darum geschrieben hatte. Lores Brief hat er aufgehoben, die anderen verbrannt.

Am frühen Morgen hat es einen hässlichen Auftritt gegeben: Berthold hat seine Mutter schlagen wollen. Seit Lore fort ist, ist der Bursche heimtückisch, trotzig, oft halb tobsüchtig.

Wandernde Bäche, wandernde Wolken, wandernder Wind.

Der Teich schimmert. Die Weiden tragen silberfarbene Kätzchen. Der blaue Himmel spiegelt sich in der Flut.

Und Lore ist drüben in der Stadt und hält Hochzeit. Robert Winter lehnt sich fest gegen den Stamm des Baumes.

Er sieht von fern Gottlieb und Christel kommen. Es ist jetzt vier Uhr nachmittags. Die Trauung ist am frühen Morgen gewesen. Und heute noch reist das junge Paar weit fort; denn Scholz hat sich versetzen lassen.

Robert Winter erhebt sich und steigt den Hügel hinab. Er geht den beiden ruhig entgegen.

"Ist sie verheiratet?"

"Ja."

"Und sie reisen noch heute fort?"

"Ja, Robert."

"So ist es gut — gut, weil es aus ist!"

Sie gehen ein paar Schritte die Strasse entlang, da sagt Gottlieb Peuker:

"Robert, viel können wir dir ja nicht sein, aber ganz wirst du unsere Freundschaft nicht verachten."

"Nein. Und deshalb bleib' ich hier. Wegen dir, Gottlieb, wegen Ihnen, Christel, und auch wegen Herrn Hartmann."

Er reicht beiden die Hände, und sie gehen heim miteinander.

Zur selben Stunde fährt ein Eisenbahnzug hinaus in die Welt. Eine junge Frau steht am Fenster, und als sie in der Ferne den Kirchturm von Teichau auftauchen und verschwinden sieht, denkt sie in schwerem Herzeleid an den einen, und sie weint.

* * *

Wandernde Bäche, wandernde Wolken, wandernder Wind.

Den ganzen Tag flogen schnelle Vögel durch die Luft, den ganzen Tag wiegten sich die Bäume im lauen Wind.

Nichts wollte rasten.

Die dicken Ackerpferde machten unbefohlene Versuche durchzugehen, die Kühe zerrten an ihren Ketten. Dr. Friedlieb ging am Tage zwanzigmal zwecklos durchs Dorf.

Peterle Hübner sprang am Tage fünfzigmal zwecklos über einen Graben und verstauchte sich beim einundfünfzigsten Male den Fuss.

Die Scherwenken machte freiwillig das Fenster auf. Der trunksüchtige Winkler-Maurer schlief fast regelmässig im Freien.

Fräulein Jettel war einmal ohne Haube vor die Tür getreten.

Und die dicke Witwe schrieb an Steiner Liebesbriefe. Steiner aber antwortete nicht, denn er allein war in Trübsinn gefallen.

Und einmal, als bei Einbruch der Nacht der Frühlingswind fröhlich vor dem kleinen Bäckerhause sang und neckisch in den Schornstein fuhr bis in den Ofen, wo er mit einem Häuflein kalter Asche spielte, schritt Steiner durch die blühende Frühlingspracht, öffnete die Pforte des Bäckerhauses und rief in die Finsternis hinein:

"Schulze, mach' Licht!"

"L'amico — der Steiner! 's is herrlich! Ich bin ooch schon da!"

Drei Männer sassen am erloschenen Backfeuer um den Schein einer Talgkerze und berieten über ihr Leben.

Der Italiener begann:

"Gurz und gut, ich gneif' aus! Testo scheener 's Wedder wird, testo weniger basst mir mei

padrone. Er ist ein krosser asino, und ich mag bei so 'n verrückten Gerl nich bleiben. Die Leite in der Stadt gomm' zwar in unser Geschäft, aber se nähm' uns nich ernst. Heite hab' ich gegindigt, morgen gneif' ich aus."

Schulze richtete seine lange, dünne Gestalt empor und sagte:

"Mit der Post is nischt los! Damals im Herbste hab' ich der Post den Gefallen getan und mich anstellen lassen. Mein nahrhaftes Gewerbe hab' ich aufgegeben, meine Kundschaft verloren, a ganzen Winter in dem Sauwetter Briefe und Pakete verschleppt, und nu, wo's Frühjahr kummt, wird der alte Briefträger wieder gesund, und mich sägen se einfach ab. Mir nischt, dir nischt, als wenn nischt gewesen wär', als wenn man nischt aufgegeben hätte! Aber so verfahren se mit a armen Leuten. Von heute ab bin ich Sozialdemokrat."

"Schäm' dich", sagte Steiner, der als früherer Unteroffizier solche Reden nicht liebte, "aber recht haste! Erst zieh'ste 's Glückslos, und nu sitzt de im Unglück. Aber mir geht's noch viel schlechter als euch. Grauen wird euch, wenn ich's euch sage — Grauen! Die Jettel hat Salatpflanzen gesteckt."

Er machte eine Pause und sah die Kameraden erwartungsvoll an. Die waren in Verlegenheit, denn es graute ihnen nicht.

"Grauen muss euch", begann Steiner wieder. "Sie hat Salatpflanzen gesteckt, und weil die Spatzen kommen und die Salatpflanzen ausreissen, verlangt sie, ich soll mich mit meiner Tuba in den Garten stellen und die Spatzen fortblasen!"

"Puh! Cattivo! Als spauracchio! Als Vogelscheiche!"

"Ja, als Vogelscheuche", wiederholte Schulze entsetzt, "unser Chef!"

"Als Vogelscheuche, meine Herren", sagte Steiner mit Nachdruck und erhob sich zu königlicher Haltung. "Ich hab's ihr angestrichen. 'Gnädiges Fräulein', hab' ich gesagt, 'ich bin keine Vogelscheuche und ich möchte Ihnen nicht ins Handwerk pfuschen'."

"Magnifico! Splendido! Das haste bickfein gesagt". " 'Gnädiges Fräulein', hab' ich gesagt, 'eine Vogelscheuche ist kein Mann, ist niemals ein Künstler, eine Vogelscheuche ist immer ein gnädiges Fräulein'. Darauf hat sie mir gekündigt."

"Terrible! Erscht beleidigen und dann ooch noch gindigen."

Sie sassen am erloschenen Backfeuer und berieten über ihr Leben. Und da sie fanden, dass sie alle stellungslos seien, das Wetter schön, der Weg trocken sei, beschlossen sie, ihr altes Leben wieder aufzunehmen, als Bettelmusikanten zu reisen wie früher.

Da wurden sie rot im Gesicht vor Freude. Da sprachen sie von fröhlicher Wanderung, von glücklicher Rast am blühenden Feldrain oder im schlummerstillen Walde, von einsamen Schenken und freundlichen Herbergen, vom jungen, tanzlustigen Volk und klingendem Lohn.

Dann redeten sie von Robert Winter.

"Er geht nicht mit uns", sagte Steiner betrübt.

Die anderen schwiegen, auch sie wussten bereits, dass sich ihnen Robert Winter nicht anschliessen wollte.

"Wenn ich nur wüsste, warum", sagte Steiner. "Er meint, er wolle nicht undankbar sein. Undankbar sind wir auch nicht. Wir haben einen Winter hier gelebt und unser Brot selbst verdient. Nun können wir ruhig weiterziehen. Anfangs dachte ich, es sei wegen des Mädchens — wegen der Lore. Aber die Lore ist fort. Sie hält ihn nicht mehr hier."

" 's is noch eene andere ragazza da, — die Christel", meinte der Italiener.

Steiner schüttelte den Kopf.

"In punkto Christel habe ich mich getäuscht. Er liebt sie nich — trotz der wollenen Wäsche. Er wurde ganz fuchtig, als ich auf die Christel anspielte."

"Wenn er fuchtig wird, dann liebt er sie", sagte der Bäcker mit philosophischem Stirnrunzeln. "Denn Fuchtigkeit und Liebe sind immer beisammen. Aber ich glaube, es is mit ihm nischt zu machen. Schade! Er blies 'ne schöne Nummer."

"Ja", sagte Steiner, "er passte zu uns. Und nu fehlt uns die Melodie, und Melodie müssen wir haben."

"Dann gann der Päcker die Melodie uff der Drombede plasen."

"Eine Melodie auf der Trompete is hart", sagte der Kapellmeister. "Bei schmetternden Stücken is sie gut, aber bei den Liebesliedern tättert sie zu sehr. Da is Waldhorn besser. Vielleicht finden wir in einer Stadtherberge 'n Waldhornbläser. Unterdes behelfen wir uns mit der Trompete."

Sie beschlossen, eine Probe zu machen, denn ihre Instrumente waren im Bäckerhause untergebracht.

So sassen die drei vor dem dunklen Backofen. Wo das kleine Licht sich spiegelte, schimmerten dunkle Goldfunken in der Finsternis.

(Fortsetzung folgt)

// MARIENBOTE
★ ★ ★ The Catholic Family Monthly ★ ★ ★

Between You and Me . . .

Vol. XIII. December, 1944. No. 3.

★ To the countless friends who have made new friends for us by giving gift subscriptions to the Marienbote for Christmas, we say a hearty "thank you". (Last year the number of such new friends increased considerably; we hope that these will stay with us for the new year.) Many readers have already sent us requests for gift subscriptions to be sent to friends at Christmastime . We hope that the many others who are planning to do the same, will let us know as soon as possible so that there will be no delay and that the Christmas gifts will reach their destination before the day. As usual, the January issue will be the Christmas edition and will be in the mail before the 22nd of December (if possible). For their convenience a subscription form is printed on the inside back cover and an insert and envelope are also included in this issue.

★ Now that the question of financing our schools and the lack of educational facilities is felt so keenly, Father J. Walliser, O.M.I., comes to the fore with a very timely article in which the Catholic position is clearly stated.

★ In this month's issue we have a continuation of the stories about life on the Paddle River. "Romance and Little Nan" by John Patrick Gillese, is another chapter from the lives of Jed and Nan.

★ Many solutions have been proposed and yet the whole question of the post-war reconstruction is still very confused in the minds of most men. Father G. Walliser, O.M.I., in his article "Adult Education" shows that all need a specialized as well as a basic training and adjustment in order to make the most of their abilities and opportunities.

★ This month "The Oblate News" tells us the whereabouts of the three Army Chaplains from our Province of St. Mary's, Regina. Many readers will be glad to hear that they are still supplying the boys with the necessary spiritual "ammunition".

★ Are you nervous? Be sure to read Dr. J. H. Schropp's article in the Medical Corner about superstitious practices and remedies.

★ The best preparation for Christmas is to enter into the spirit of Advent. It is only when our minds and hearts have been influenced by the spirit of Advent that Christmas assumes the proper place in our lives.

★ And at this time of year, it is our custom to mention that we have the beautiful Church Art Calendars in stock. Those who wish to obtain them for themselves and for their friends, may do so by writing to us and enclosing 35c for a single calendar or $1.00 for three.

CONTENTS

The Marienbote is edited and published monthly with episcopal approbation by the Oblate Fathers of St. Mary's Province at the Marian Press, 922-24 Victoria Avenue, Regina, Sask. Subscription: $1.00 a year.

Seasonal Thoughts

Our Desire for a Happy Life

In everything that we think, say, or do, we are, consciously or otherwise, seeking for happiness. Our human heart will never be completely satisfied until it has found full and complete happiness.

The question that arises is: What is complete happiness? To which we can give the academic answer: Perfect happiness is freedom from all pain and evil, the enjoyment of all the good we feel the want of, and a certainty that we shall never lose it.

Can we find perfect happiness in this life? No. As long as we are on earth we suffer much pain and evil; we do not enjoy all the good we feel the want of; our human heart is never completely satisfied, yearns always for more happiness, and can so easily lose the happiness that it possesses.

For example, pleasure does not satisfy us. If we have much of it, we soon get tired, and crave for more. Furthermore, a life of pleasure makes us soft and weak, and often harms our health.

Nor does wealth satisfy. The more we get, the more we want. We can easily lose what wealth we have. Who has not found that out? To which we may add that just the people who possess great wealth often suffer most from ill health (money cannot buy health), anxiety and worries of all sorts.

Honour and power do not satisfy. They make men proud and touchy, haughty, overbearing and domineering. They are offended if someone slights or resists them. Besides, honour and power, too, are easily lost.

Knowledge and cleverness do not satisfy the human heart. If we know much, there is ever much more that we do not know; there are things that we can never know, no matter how hard we may try.

Health and strength do not satisfy the heart completely. We can get sick so easily and meet with accidents at any moment. And then we soon grow old, weak and helpless.

To summarize all this: No matter how much pleasure, wealth, honour and power, knowledge and cleverness, health and strength we may enjoy in this life, it will soon end—we will soon die; in fact, we never know how soon we may die.

And yet God made the human heart for complete happiness—and God never does anything in vain. If He made the human heart for complete happiness, He must also be able to supply the human heart with complete happiness. But complete happiness can certainly never be found in this world. We must conclude therefore, that if comlete happiness is not to be found in this world, then complete happiness is to be found in the next world.

No matter how rich or poor we may be, no matter how healthy or sick, clever or dull, great or small, we can at least live as God wishes us to live, we can always be pleasing to Him and thus keep on the right road which leads us to perfect, complete and full happiness in a future life, on the road which leads to a happiness that will fill our every desire.

Doing good is perhaps the surest means of obtaining this happiness both for ourselves and for others. Certainly, doing good is the happy action of a man's life. Nor will his hands then be empty when he stands at the door of eternity.

Larger School Districts

JAMES WALLISER, O.M.I.

The larger school units, as viewed in the light of democratic principles, the natural rights of parents, and possible future effects.

When Nicolai Lenin, the father of present-day Soviet Russia, took over the reins of government after the Czarist regime fell in the closing years of the last war, he was apprehensive as to how long he could continue to hold his grip on the nation. He was elated when he had weathered the storm of the first months, and had equalled the life of the Paris Commune of the mad Revolutionary years. The longer he ruled, the more confident he became. His military and governmental power over the country increased. Disturbances decreased. Disobedience to his commands were becoming rarer and rarer. The only group from whom unabated opposition could henceforth be expected, were the middle-aged and non-party members. What did he care about the middle-aged? What did he care about the non-party members? They wouldn't live forever. What he wanted lay in the future. He wanted the children. They were young; they were unspoiled; they were impressionable; they could be molded to his pattern. All he wanted was time, the strong right arm of the rifle and bayonet, and a sufficient number of schools and communist-indoctrinated teachers. He had the army. In time he secured the teachers. In time, too, he had not only the young, but likewise the old. Time will heal many a wound. Time will also leave many a scar. The smooth-faced, innocent boy of today can be molded into many patterns. All do not respond alike to the same ideas, but in the absence of all counter-measures, most of them will. Children are like young saplings, supple, pliant, easily bent in any direction.

In Russia, under Lenin and his associates, education became the business of the state. For twenty-five or more odd years, a regimented army of teachers took a regimented army of children from regimented homes, placed them into regimented class-rooms, from whence they emerged as regimented citizens, to take their places in a regimented society. In such a set-up, the child no longer belonged to the parents, but belonged to the soul-less state. A flesh and blood child, a real and true part of flesh and blood parents, was twisted and molded and shaped into a caricature of a creature endowed with a living soul. Did the parents have any share in the soul-formation of their own offspring? Not a whit. Soul-less teachers imparted a soul-less doctrine whilst anguished parents looked on, helpless spectators, at the modern tragedy of an experiment in state education.

All parents, every parent, be he Catholic, Protestant, Jew or Infidel, should heed the lesson imparted by Russia, of the baneful effects of State absolutism in the field of education. This entire question of education is no special prerogative of any race, any religion, any political party. It is a problem that affects man as an individual. An individual may be regarded in one of two ways. He may be regarded as an individual, with special rights which no one may violate. He may also be regarded as an individual stripped of all rights, being merely a cog in a machine, a member in an almighty State, which possesses the right to govern, to order, to shape and to form; and in this almighty State he has no rights whatsoever.

In the absolute State, the individual has no rights as a private person. In the democratic State, the individual is recognized as possessing certain basic rights, rights which belong to him personally and which no one, not even the State, may or dare take away from him. These basic rights are termed "natural rights", because they belong to him in his capacity as a human being.

Among the basic rights which "all men" possess, is the right to educate his children as "he" sees fit. All individuals possess this right, and for the following reason, which is as simple as it is basic. In the order of existence, Man comes

first. Individuals are born, FIRST into families, and then into the State. Before the State existed, families had already been formed. Furthermore, families can exist "without" the State, but no State can exist without the prior existence of families. Hence it follows that whatever rights the state may possess must come from the mutual understanding of groups of families, who desire an organization which can "help" it to fulfill its functions in a more perfect manner.

In respect to education, the family has not only the right, but also the duty, to provide all the facilities necessary for the proper upbringing and education of its own children. In the fulfillment of this right and duty, strange as it may appear to many, schools are not absolutely necessary. Does this sound strange? Stranger still, there are to be found, both in England and in America, as well as in other parts of the world, men and women who have never entered any school, for purposes of acquiring knowledge, until the day they entered the University. And still these men and women received an education. They studied. They never went to school, so-called, because they had a "private tutor", hired by their parents. Thus these parents were exercising their "natural right" to educate their children according to their own method. This is the natural right granted by any true democracy.

The private tutor system is, however, an exception to the general rule. Very few parents are financially equipped to hire their own teacher. Hence, we must have schools. That is where the State comes in. The existence of the State is justified by the fact that it "helps" the individual attain that end which, unaided, he could never attain, or only attain with difficulty. We cannot expect the State to provide a teacher for each family. But the State can provide a suitable building, equipped with everything necessary for instruction and education. The State can train teachers, and supplement their wages by grants from the people's treasury. Conveniently located, one school and one teacher can satisfy the demands of an entire district.

But ... and this is to be doubly stressed, parents still possess the same basic "rights" that they always possessed ... namely, the right to a "supervision" into "all and every phase" of the education imparted to their children. Parents do not, and cannot relinquish this natural right. Hence, they retain the right "to hire and fire" all and every teacher actively engaged in the education of their children. This right can **never** be taken away from them. Should parents permit themselves to be deprived of this "right", they would be guilty of a grave injustice to their children. Should the State deprive parents of this right, then the State in turn would be guilty of a grave injustice to the parents, and would merit the condemnation of all citizens, whose dignity as parents is still sacred to them.

THE NORTHERN LIGHTS

In heaven's dome above us
The vivid Northern Lights
All dance and dart in splendour
And brilliance through the night.

What causes them, we know not;
The radiance they give forth
Is still an unsolved riddle
Of nature in the north.

I wonder, while I'm watching
Their changing form and hue,
What lies beyond that grandeur—
That vault of deepest blue.

To-night, while they are staging
This marvelous display
Of changing form and color
Which dims the Milky Way,

They seem a sweet reminder
Of one calm, silent night
When shepherds saw the heavens
Filled with a wondrous light:

And angels bore the message
Of peace and joy to earth,
With jubilee announcing
The Infant Saviour's birth.

—Prairie Blossoms.

Up to the present time, almost every Province in the Dominion has carefully preserved this natural right of parents in the selection of teachers. School trustees are endowed with the right, within their own school district, to hire and to fire their own teachers. This was, and is true, in the case of small school districts. In one province of the Dominion, where several school districts have been grouped together into larger units this is not the case. There the rights of parents are not so well defined, their powers are restricted; and to such an extent, that teachers are named, not only without the prior consultation of parents, but in spite of manifest opposition. Such a system is not democratic; it is not even just. It smacks of absolutism.

In this connection it might be well to state again the position of the Catholic School Trustees of the province re: larger units of school administration. In its brief of October 10th, as presented to the Provincial Government, we read: " ... the Local School Board of each District in the division retain the residue of powers now possessed by such Boards, particularly the following:

(a) The right and duty to nominate a duly qualified teacher or teachers for the district for appointment to the school of the District by the Division Board.

(b) The right to pass resolutions ... providing for Religious instruction ...

(c) The right to belong to any trustees' association organized in the Province and to have fees for membership in such organization paid by the Division ...

These features of the brief were presented, because the Hierarchy and Catholic population of the Province of Saskatchewan entertain real fears as to the nature of the legislation which was later presented to the Legislature. A real threat to the natural rights of man, and the democratic way of life we have enjoyed up to the present, can easily become a reality. Any true system of government should be based on the desires and rights of the individual. Should the rights of parents in the education of their children be violated, it would mean a departure from the hitherto democratic system of free-government by the people, and for the people, and a gradually veering into the system of State Absolutism, where such rights are ignored. The Catholic Church has ever been a champion of the rights of parents and the individual. The bitter struggle in educational matters, waged for so many years in Germany and Italy, are too well known to be more than mentioned. Basically, it was a struggle to safeguard the rights of parents against an all-aspiring State. At the present moment the larger unit of school administration is now being set up in Saskatchewan. Any improvement in the financial condition of schools, or any betterment in educational facilities that may result therefrom, can only meet with approval from the majority of fair-minded citizens. This is the mind of the Catholic Hierarchy and of the Catholic School Trustees Association.

Quoting again from their brief:

"... we stress and insist that the powers and duties of the Divisional Board be LIMITED to:

(a) The entire financial administration of the division and a general supervision and control over the schools of the division.
(b) Providing the division with adequate schools and equipment and maintaining the same;
(c) Providing special instruction in agriculture, manual arts ... throughout the schools of the division, provided, however, that any District may by resolution of its Trustees refuse such instruction on ethical grounds;
(d) The fixing and payment of salaries of all teachers and other employees;
(e) Providing high school instruction at convenient points in the division;
(f) The employment of physicians, dentists and nurses for the examination and treatments of pupils;
(g) Furnishing pupils with text books and other supplies free of charge or at a fixed cost;
(h) Providing pupils with luncheon at the noon hour, either free or at a fixed price;
(i) In general to do and perform all the administration acts and functions arising out of the financial administration of the division and the proper supervision thereof.

These are the proposals of the Catholic Trustees. They maintain the natural rights of man, and aim at preventing the proposed larger unit from growing into an arbitrary Board, which usurps the basic rights of parents, and dictates to parents in all matters pertaining to the education of their children.

Anyone can foresee the possible results emanating from an arbitrary administrative Board. Almost every district has had its quota of "biased" and "prejudiced" teachers; teachers with fads, teachers with hates, teachers who scoffed at religion, who led scandalous lives. Such teachers did not stay long in a school where parents were concerned with the morals of their children. Should the parents yield their rights in the selection of their teachers, in the right to have religion imparted in their schools, then, at a later date, they will be called upon to yield more.

Let us keep our school system democratic. Let us preserve the natural rights of parents in the domain of education. By so doing we shall be preserving a solid citizenry and a moral nation, intelligent interpreters of the rights of humanity, and active co-operators for a better future.

TO OUR SONS

Why must they go, these other parts of us,
Our sons! — to fight in foreign, bloody lands;
Why must they leave behind these sacred shores
Of Canada, to hunt the brigand bands,
By land, by sea, by air; these to destroy,
And by destroying, themselves to pay the price?
Why must they leave behind each rightful joy,
And march away to battle's sacrifice?

O dearest sons! What ghastly heritage
Of former fickle cult demands that we
Thus spill your youthful blood o'er hist'ry's page,
In fiendish carnivals of butchery!

* * * *

Good will and peace, peace on earth to men,
Was sung to us by heralds long ago,
O'er the rustic crib in Bethlehem,
That we should love, not hate, both friend and foe.

If war can rid this world of hate and strife,
If blood can win the love of fellowman,
If lasting peace means giving life for life,
Then fight, dear sons, give everything you can.
We'll help you shoulder Calv'ry's rugged Cross,
We'll help you keep our loved country free,
We'll die for you as you must die for us,
And every day we'll pray for victory.

—J. H. Schropp, M.D.

Romance and Little Nan

By JOHN PATRICK GILLESE

Miss Hudson," Little Nan speculated curiously, "what makes one person fall in love with another?"

Edna Hudson, the girl teacher from Calgary, smiled as she put away her books for the day. All the pioneer children, save Little Nan, had gone home, and evening sunlight sifted through the quaint log school-house.

"Anyone," continued Little Nan, without waiting for an answer, "can see that my daddy ought to fall in love with you and get married—especially since my real mother died long before I can remember even."

Edna smiled and went over to where Little Nan was seated wistfully atop a desk swinging sturdy brown legs. She tucked one of Nan's golden curls in place.

"Nan—how did you discover I loved your daddy?"

Little Nan smiled, a cherub's dreams in her eyes. "Oh, I dunno! I guess by the way you always visit us Sundays and the way you look at daddy. By the nice way you talk of mother when you knew her in Calgary." Little Nan's violet eyes were wistful.

Edna held her close, feeling a terrible love for the little frontier girl. Nan's golden hair fell over her arm.

The girl's muffled voice said slowly, "Miss Hudson, I've got to confess something."

"Yes, dear."

"At first I was awfully jealous of you."

"You were?"

"I—I almost hated you."

Edna held her chubby little body closer. "Because you thought I'd take your daddy away from you? I understand, dear. Only now you know he'd love me in a different way—and we'd both love you a hundred times more?"

Hot tears splashed on Edna's arm. "I know—now!" Little Nan sobbed softly. "I'd have a mother like other girls!" She finished, philosophically, "I guess the old devil just got into me!"

Edna laughed—she couldn't help it. "You sweetheart!" she thought achingly.

They went down the snake-trail together as far as Johnston's place where the teacher boarded. Little Nan swung her books on a strap Jed had given her, and the teacher held hers under one arm. Nan's free hand held fondly onto Edna's. Late spring evening blued the bushland, and dozens of little rivulets shone across the trail. The wind tasted of old rose briers on sloping hillsides above the Paddle.

At the gate Edna kissed Little Nan. "Don't let your daddy know that ... I'm fond of him, will you, dear?"

Little Nan promised solemnly, then heaved her books over her shoulder. "But I wish something would happen to bring you two together, Miss Hudson. I'm lonely for you every minute you're away ..."

Big Jed was cleaning his traps before putting them away for the summer. Old Mrs. Brown, their housekeeper, had dished up a hot lunch for Nan, and now the girl came out behind the shack where Jed worked placidly.

He looked at the growing sweetness of her, and his heart swelled. "Baby, you grow more like your mother every day."

It was a good opening. Nan climbed up on some old logs and swung her legs. "Daddy, were you scared when you asked mother to marry you?"

Jed chuckled. "Yeah! I wouldn't ever try it again. Bears and wildcats, okay. But proposing, no sir!"

That wasn't so good. "Do you think," Little Nan asked carefully, "mother would mind if you got married again?"

Jed put down a rusty trap. He looked at his daughter. "I don't think she would, baby—Anne loved me too much for that. But what are you driving at?"

"If she loved you," persisted Little Nan, ignoring his question, "what were you scared about?"

Jed shook his head and went back to work. "I don't know, baby. Men are just like that."

Nan thought a while longer. She said casually, "I hope Miss Hudson visits us Sunday again."

"Yeah," agreed Big Jed. "She's one swell girl. Anne and she were just like sisters."

"She's been here three years now. I wonder," mused Little Nan, "if she'll get married and settle down?"

"Not likely, baby. At least," Big Jed opined, "I wouldn't like to see it."

"Why not, for goodness' sake?"

"The bush ain't good enough for a girl like Eddie. Likely," Jed finished, "she's got a guy of her own kind in Calgary."

Little Nan looked at him, and something of maturity crept into her then. "Likely!" she said—not too scornfully.

* * *

As in every spring for years past, the homesteaders were burning the brushland. All day the blue smoke trailed across the pines, and at night "wild" fires could be seen licking up the hillsides choked with centuries of fallen timber and years of withered grass.

Jed Parker watched it all with mute agony in his eyes. Little Nan, watching with him, knew the same bitter pain.

"Baby, they're blind! They're burning their heritage — just to get more soil." Jed's voice twisted with helplessness. "I wouldn't mind if it was only on their own homesteads. But nothing except the spring rains can stop those fires! They sweep on and on, over the Paddle, over the hills—"

The air was ominously sweet with spruce smoke. Jed noticed the continuing dry weather, the tireless hot wind from the south. Some mornings he was almost afraid to let Little Nan start for school.

"If it don't rain," he predicted, "it'll be bad. If that wind switches to the west, baby, the fire'll swing and clean out half the valley!"

Little Nan took her father's troubles to Edna, when the rest of the school children had left; and sometimes the teacher walked with her as far as Jed's shack.

On one of these occasions the lean trail-scout was sitting haggardly by the roadside, waiting for them. His limp smile was admittance of defeat. "Eddie, when the homesteaders come, the trappers go."

"Go?" The alarm in Edna's eyes found its answer in Little Nan's.

Jed nodded wearily. "When the fires come, wild life goes. Where that goes, a trapper must follow." He turned his face. "I dunno—I hate to leave this valley after all these years ..."

The girl and the women looked at him fearfully. "If we go, daddy," Little Nan worried, "what about my education?"

Jed caught hold of himself and grinned. "That's always first, baby. I guess if we have to, I can farm. Eh, Eddie?"

"I guess," said Edna slowly, "a man who was born for the tall timber could break his heart wrestling with land."

Jed looked at her a long time as dusk deepened the smoky canopy over the frontier. Little Nan watched them and slipped away. How comforting, she thought, love would be at a time like this.

But the two followed her into the old cabin, and Little Nan felt she could cheerfully have shaken her father.

The wind deepened, and the voice of the fire came with sweeping hoarseness across the night.

Big Jed stood by the window, watching the fireline of spruce. "It's bad," he muttered. "The spring rains gotta fall soon ..."

They didn't. The wind rose and switched to the southwest, and the valley was sheathed in smoke. Behind the blue curtain the ominous roar of leaping fire swirled.

Jed Parker thought of the fallen timber and debris piled along the Paddle, and groaned. "Three miles an hour!"

The homesteaders' servant had turned on them. Settlers from down the Paddle rode frantically to help their neighbors up the valley. They stopped at Jed's cabin, their horses snorting in the sweet-choking air, gunny sacks tied across their saddles.

"What do you aim to do—against that?" Jed indicated the coppery billowing sky-line. "It's weeks ago you should have stopped it."

"We figured on the rains." The man was scared. "If we can stop it up the valley—burn fireguards round the homes, guard the barns and corrals—"

"You can't up there," Jed Parker said bluntly. "Waste your time at it, and you'll lose all. You'll have to sacrifice those homes and build them again, together. Now our only hope is to burn a stretch here, broad enough so the fire can't go jumping down the valley. Burn back on the north bank of the river too so it can't cross to the church and schoolhouse."

They worked hard and long through that pressing hell, dipping sacks in the river and keeping down their own fires. They slashed timber, cleared areas not too congested, plowed wide fireguards around what homes they thought they could save.

The dirge of the flames in the thick young pines rose on the wind. The sky was coppery-red. Moose and deer and bear plunged out of the forests into their midst, crazed with a nameless fear.

By early afternoon the sun was lost. A homesteader ran up to Jed, his face black and wild, brown-edged holes burned in his blue overalls. "Your place'll get it, Jed," he croaked. "The fire jumped the river ..."

Jed shuddered. "I figured it would, with those outlying homes," he said, thumping his wet sack. "I buried my traps three days ago." Bitterness he couldn't check made him work savagely. "What

LET US THINK KINDLY

Let us think kindly,
 Nor be ready to judge
The faults of our neighbour
 Or bear him a grudge.

We know not the teachers
 By whom he was taught,
Nor the home, nor surroundings
 To which he was brought.

Some parents are careless,
 Don't act as they should;
And chances are slender
 For the young to be good.

We know from experience
 That not everywhere
Abound all those blessings
 Which most of us share.

Some plants may be thriving
 If left in the shade;
But for sunshine and freedom
 The rest have been made.

So let us act kindly,
 For all men are frail,
Perchance it may happen
 We also may fail.

—Prairie Blossoms.

---

difference do a few more logs make? I'd have had to leave anyway ..."

They toiled on. In another spot the flames leaped the river. Jed saw the weaving funnel of smoke coming in from the northwest—the first fire.

"The schoolhouse!" he gasped, and set off. "We gotta put fireguards there now."

He crossed the river glutted with charred sticks and dirty-gray ashes, chose a familiar trapping trail and reached the schoolhouse first. The evening was dim, the hot sun totally obscured by a pall of smoke.

Two figures toiled with wet sacks at the edge of the clearing—Edna and Little Nan. Their faces held the same dumb courage Jed had seen in the eyes of the moose and deer.

He staggered to them, shouted through puffed lips. "What're you doin' here? Don't you know it's dangerous?"

Edna dropped the sack and held her head. "I wanted to save it, Jed."

Jed stood there, as if seeing for the first time what a gallant fighting heart lay behind the elfin face.

Little Nan heard the rumbling first. She raised her scared, dirty face and screamed, "It's raining! The spring rains!"

It came fast, pouring, warm—the endless torrents that always fall after spring absorbs the snow in the bushland.

Jed Parker walked in a circle, his mouth open, his eyes on the sulphury sky.

Little Nan, remembering a scene from a fairy story, took the opportunity to whisper in her teacher's ear.

Edna wavered, her eyes cloudy with doubt—then she collapsed in a little heap.

"Daddy!" screamed Little Nan. "Has Edna fainted?"

Jed Parker turned in the falling rain. For a moment he stared dully. Then slowly he picked Edna up in his arms. With Little Nan at his heels, he walked uncertainly toward the river.

"Daddy, if our place is burnt," worried Little Nan, "do you think we could stay at Johnston's awhile?"

They were alone that evening. The Johnstons had gone to a farmers' meeting, Edna was outside, and Little Nan was doing the dishes.

Jed whittled on a piece of wood. "Baby, pretty soon we gotta go."

"I'll miss it, daddy," Little Nan confessed heavily. "I'll miss our old cabin, fit to die."

Jed mused. "You were born there, baby. It's where your mother and I dreamed so much about you. I guess that's why I never thought of another mother for you, there."

Little Nan said nothing—but her heart quickened.

"Baby," Jed said tenderly, "come and sit on my knee."

Little Nan came. She put her arm around his neck and leaned against his shoulder, her curls against his cheek.

"Baby, I plan on going up the Paddle, to build another cabin and trap again. But it's no place to take old Mrs. Brown. And I couldn't deny you an education. And I couldn't live any more without you. So ..."

Nan waited tensely.

"Eddie'll marry me—my wife, your mother and teacher." Jed kissed his little girl. "If you'd want it that way, baby?" He looked at her anxiously.

Little Nan hugged him and smiled. "Sure," she said.

It was nice out over the Paddle. Blue and soft and lonely. Nighthawks kept screaming futilely—the loneliest sound ever carried on the frontier air.

Little Nan thought about her first mother, and their old home; and such ache went through her that, for the first time in all her life, she wished she could fall asleep close against Edna's side.

Men in Black

Mary Lanigan Healy

Vast though their numbers be, each man must march alone. There they go, in every nook and cranny of this earth, on each high sea and boulevard, and street and mountain top. They are the soldiers of the King, these man in black, these priests of God.

Each man in black must go alone, as One went alone before. And even as His banner was a cross on weary shoulders, so too is this self same cross, the flag under which a priest does serve.

Christ goes ahead, the lonely man from Galilee. Then there comes a certain twelve, yet alone, Peter, John, Andrew and Thomas; each with his own problem and weight to bear, finding the way, amid doubt, denial and weakness of the flesh. Heads high and hearts unafraid the twelve first priests issue forth from an upper room and go out to teach all nations. Then later others He chose. Paul, Ignatius, Dominic, Benedict and your parish priest and mine.

Brave, stalwart men are these! Yet men! Human beings as are we. Roman collars close on strong and youthful throats as well withered ones of men whose years are almost spent. These men in black wear uniforms from that first step that made them priests forever according to the Order of Melchisedech. And from that great and awful single step taken before Christ within the Host, never a backward turn may any soldier take. March he must and march he does in a lifelong war, in an everlasting campaign.

Men in black! Where does the Master find them, where has He ever sent forth the call for volunteers? The twelve were lowly men, whose hands were hard and calloused from labor of this earth. And back goes He to working men as goes He, too, to other rich men's sons who needs would have the Master tell them how to pray. Farm boys and city boys, studious and grave and laughing too. Eagerly yet timidly come these recruits. One day bewildered, confused and perhaps afraid. Ordination! and a lad looks down at oil-wet hands and knows another Christ is born. The sacrifice of the Mass goes up from a new miracle making man, and a soldier marches from that instant, alone, yet with this legion, these men in black, whose work ends not even at their graves. A priest is a priest forever: forever is eternity.

Flying flags and playing bands do not accompany this army of Christ the King. And black cloth is dull and dark, cut to give no swagger by its make.

Days of lives and months and years go on. Each man in black has a cross cutting into his shoulders as it cut enroute to Calvary.

Arduous is the lot of soldiers who encamp without companionship. Each soul pitches a tent alone, through long dark nights and hard dreary days, out on the prairies of the world.

Death beds, sick beds find them there and every tribulation as well as joy of the human race. They are the soldier servants of a leader who Himself reached out to lepers and lifted Magdalene from her knees.

So there they go, these men in black, weighed down by the human frailties that cannot obscure God's own divinity. There they go—centuries of thousands of marching men, each man alone, each heart beating in answer to a personal order from Heaven and earth's own King. Marching, marching, ever marching with a flag that is a wooden cross and only within a man's own soul do drums sound or bugles blow.

—The Grail.

The Key to Reconstruction

Adult Education

By FR. GEORGE WALLISER, O.M.I.

Day by day, the school bell rings and the youth of the nation marches to attain knowledge, which is supposed to fit it for the battle of life. Year by year, these same schools turn out young men and women, and call them graduates. They are left to shift for themselves in a vast sea of humanity. A few rise to the top, just as the surface water of the ocean that we see, but there are millions who disappear and are forgotten. This surprises us only because of the fact that the forgotten ones are the impoverished ones. It is a mathematical fact that there is no room for all of us at the top of the ladder. There is no reason, however, for all those not on top, not to have at least a decent living.

The failure of our educational system, to provide the background for a successful life, brings up the matter of adult education. Our schooling should not cease when we stop attending school and start earning a living. Ours should be a continual acquiring of knowledge which will enable us the better to overcome all life's problems. Then too, knowledge which is worth while should come with ease. We learn things which are useful to us, with much more ease than something which does not concern us at all. Cardinal Newman defined education as "A function of interest." This is easily understood when we take the example of an athlete. Every boy is interested in baseball or hockey. This interest will function in his life to such an extent that he soon gets to know the heroes of his particular sport, as well as the rules of the game, In no time at all he will master the technique of the play. He will devour every sports magazine he can lay his hands on. In no time he will be an educated athlete. He knows everything there is to know about the game. If we apply this to the art of living, for example farming, we have the same results. Once sufficient interest is aroused, in all our youth, we will have educated farmers in our midst. This is a work for grown ups, not for children, and the system by which they acquire this all important knowledge for life is: adult education.

We have failed in the past to make education a basis for living. Under our present system, bright boys and girls get an education and leave the farm. They enter some other profession and their interest is no longer what it was back on the farm. They have new masters and they have a new interest. They often turn against their own flesh and blood and are bitter enemies to any movement designed to give their brothers on the farm a chance to rise to a better life. Those that have been left on the farm, were never given any higher education because the parents thought that they needed none on the farm. Those days are past and every farmer must have a knowledge of farming to such a degree as will enable him to overcome every obstacle.

No business ever succeeded if the men who could make it succeed were continually taken away to some other occupation. Likewise, farming will never be a successful occupation unless our youth returns to the farm with an education and acts as leaders. This is our problem. But our youth will continue to run away, just as long as they do not find a satisfying life at home. The more of the old education we give them, the more will they continue to run away. Children do not run society. The blame, therefore, rests with the adults. They must teach their children where their happiness lies. It is with adults, therefore, that we must begin this education. This is common sense. It is hard to understand why it was not done long ago. To teach our adults is the solution to our problem. They must be taught the fundamentals of the co-operative movement, which alone can improve rural life. They must be taught the christian idea of the dignity of man, also that farm life is the full life, the only atmosphere for a truly christian home.

This program for adult education must concern itself with definite people and with definite

Chaplains in the Armed Forces

Lt. Col. Father A. J. Schimnowski, O.M.I., is at present head chaplain of the Pacific Command. After spending three years Overseas, he returned to Canada and was posted to Victoria with the rank of Hon. Major. Shortly afterwards, he was given another promotion and added duties. He became head chaplain of the Pacific Command with the rank of Lt. Colonel. Many friends have asked us for the addresses of chaplains. Father Schimnowski's address is as follows: Army Headquarters, Pacific Command, Vancouver, B.C.

Hon. Captain Father John Sajewicz, O.M.I., came to our Province from his homeland of Poland. His first assignment was for our large Polish speaking parish of St. Stanislaus in Toronto. With heart and soul he devoted himself to his work. In the early summer of 1943, he volunteered for service as military chaplain. After a most interesting but dangerous voyage, he arrived in Egypt and finally went to East Africa. His present address is: Polish Camp Chaplain, Ifunda-Iringa, Tanganyika, East Africa. Father Sajewicz writes: "About three months ago I began building a new church in our camp. It is built of bricks and will be one of the nicest churches of all the Polish camps in Africa. We made our own factory of bricks. Beside the church we built a priest's house. There is also a recreation room for Catholic organizations. A month ago, I had the visit of His Excellency Bishop Miranta from Dar es Salaam in my camp. He administered the Sacrament of Confirmation. Then I accompanied His Excellency to another Polish camp at Kidugala. On the way, we visited several missions where the Bishop administered the Sacrament of Confirmation. I am feeling fine. Always too much work, but I am glad to do the work as long as God gives me the strength. Our camp is one of the nicest. It is situated in a very good climate; we are almost in the clouds — over six thousand feet high."

Hon. Capt. Father N. Warnke, O.M.I., has been with the Armed Forces Overseas since this summer. Prior to his going, he was Acting Major, in charge of M.D. 13. Father Warnke writes that he too is well and working very hard in Italy. He had the great honor of having an audience with the Holy Father. He was able to visit the General House. Recently he was privileged to spend some time with His Eminence Cardinal Villeneuve, O.M.I., our Canadian Cardinal, who toured the battlefronts and visited the troops. Fr. Warnke's present address is: 4 Bn. C.A.O., C.M.F. Cdn. Army Overseas.

May God grant all of our chaplains every grace to accomplish their duty according to His will. May our readers be mindful of them all and of the boys, especially during Christmas.

---

problems. Once a beginning has been made, it should continue to expand from the individual's problem to those of the community. Co-operation is definitely group action. This group action improves the individual by improving the community. The christian community will ever follow the scriptural admonition "Bear ye one another's burden." Society cannot get along without cooperation. Without it there would never have been a single house or road built. Without it an army would be nothing more than a group of soldiers, each fighting a war in his own way.

If we are to have economic freedom, the common man must fight fire with fire. Large corporations are nothing more than a group of men, who have co-operated financially in order to get complete control of industry and finance. Is it not reasonable then that the worker and the farmer should unite to save himself from exploitation?

Then again, we are in as much danger of losing our economic freedom from the aggression of the state, as well as from the capitalist. This cooperative idea put into practise is the only thing which can save us eventually from slavery to the state. Co-operatives are private enterprises and not state enterprises. They are as private as are the large companies such as the C.P.R. This right for men to band together, is a fundamental right of our democratic way of life. Unless we exercise this right, we are in grave danger of losing it altogether.

We should unite to study life's problems. Common discussion of these problems will bring definite action. A thorough knowledge of group action and the carrying out of its principles will bring eventual success. This program is adult education, which is the key to reconstruction of our social, economic and religious life.

Medical Corner

Contributed by

J. H. Schropp, M.D., C.M., L.M.C.C.

CATHOLIC ACTION . . .

Without Catholic Action it would be a miracle—a miracle one cannot ask of God—if any practical result or any true success were obtained in the work of restoring society.

—Pius XI.

Priests will find in the members of Catholic Action faithful and diligent collaborators, who will powerfully second their efforts where they themselves could not penetrate.

—Pius XI.

Catholic Action is not a pretty innovation of our times as some people imagine, for it existed—better even than it does today—ever so long ago. The first diffusion of Christianity, here too in Rome, was achieved in this way by Catholic Action. And could it have been otherwise?

—Pius XI.

I had intended to write about something altogether different, but listen to this. It is cute. I have discovered a test, as well as a sure cure for nervousness. Imagine that!

I happened to be going about my usual business, when a young lady, carrying a youngster on her arm, stepped into my office. She belonged to the white race.

"I want medicine for my baby," she said, in fluent English, "who is very nervous and afraid of horses. I know that he is afraid of horses because a woman-neighbour made a test to make sure, and she is a very good doctor in our district."

Knowing that this lady came from somewhere east of the Saskatchewan River, close to the spot where the Batoche Insurrection at Riel's instigation took place, I asked as kindly as I knew how—not to mention my poker-face—as to how this test was conducted.

"Don't you know, doctor? When the sun rises, you place a dish of cold water over the baby's head. You then light a candle and drop three drops of wax into the dish. You can tell immediately from the shape of the wax what makes the baby nervous. When this test was made over my baby, the wax looked exactly like a horse. It was very plain."

"So you are sure that you want medicine to drive the horses out of your baby's head," I asked again, with all the self-control I could muster.

"Yes, doctor, but only to get him over his nervousness. He is no longer afraid of horses. The woman-doctor cured him of that."

"Careful, doc, careful now," I told myself. "Deep water!" I finally ventured to ask: "Just how did this doctor cure your baby of horses?"

"The cure is easy." She still purred like a kitten, so that I could not have as yet aroused her suspicions. "You take three hairs from any horse and burn them. The fumes have to go over the entire body." (I suppose one has to sit on the hairs.)

I again ventured very carefully, still pumping her for more information, "but suppose that your baby would be afraid of something without hair, how would you cure it?"

"Oh, in that case," she answered very obligingly, "we have to go to the priest for absolution." I left it at that.

Wow! What a discovery! I wonder if the Indian spirits are still hovering, intermingled perhaps with the mists over the Saskatchewan River. I wonder, too, if it might not be the troubled spirit of an Indian medicine man, that comes back to make atonement for the souls of the numerous Indian braves who did not obtain absolution soon enough before General Middleton's bullets drilled holes through them. In any case, this young lady's mind seems to be troubled in more ways than one. Or is she one of Poundmaker's re-incarnations? The only trouble is that she is neither Indian, nor is she badly educated at all. She is a good sport anyway, because she has no objection to my publishing this. In fact, she is a convert to modern beliefs about nervousness.

Don't laugh, dear reader! I wonder how many times you yourself have tried just such nonsensical tricks for no reason at all. I wonder how many times you have tried the old potato cure for a wart or for rheumatism, or tied a string around your little finger for a nose-bleed. A tourniquet around the neck would be more efficient for the latter.

I know of one other test for nervousness. If you ever get scared by a mad dog, immediately have someone exercise the devil out of you, because he may possess your body until this is done. The test for the presence of the devil is this: pour hot, molten lead through a sieve. If the lead all passes through, you need not worry, but woebetide you if even the smallest speck remains on the sieve. You are possessed as sure as God made little apples.

So here again you will see that many of us are troubled with mystic spirits that should have been exorcised out of our bodies and minds long ago.

How many of us still believe in the unlucky Friday the 13th,

It May Interest You . . . .

The Chaplain's Digest quotes the Rev. John O. Griffith for the following story:

A young Catholic man was lying on an operating table in a New York hospital. The doctor and nurses were gathered around, ready to begin the operation. The chief surgeon spoke to the patient:

"My young friend, you have cancer of the tongue, and to save your life it is necessary to remove the tongue. If there is anything you wish to say, say it now, as you will be speechless for the rest of your life."

The young man shuddered, but pulling himself together, he looked into the faces of those around him and said in a calm, earnest voice:

"Very well. These shall be my last words: Praise to the Sacred Name of Jesus."

* * *

A young school teacher was recently stopped in Detroit for driving through a red light and given a ticket calling for her appearance in traffic court the following Monday. She went at once to the judge, told him that she had to be at her classes on Monday, and asked for the immediate disposal of her case.

"So," said the judge sternly, "you're a school teacher. That's fine. Madam, your presence here fills a long-standing ambition of mine. For years I have yearned to have a school teacher in this court. "Now," he thundered, "you sit right down at that table over there and write: 'I went through a stop sign' five hundred times."

* * *

A professor from one of the American universities was once travelling in India. The train stopped at a little railroad station, and a terribly misshapen beggar was seen walking along the line of cars, gazing eagerly into the windows in hope of receiving some alms. His chest was curved sharply like a dog's, and he walked along on all fours, with thighs no thicker than a woman's wrist.

The traveller felt a stirring of compassion, and he said to the poor fellow, thinking to console him:

"God has given you a cruel portion in this life: doubtless he will recompense you in the next."

"Stop, Sahib," was the quick reply. "God has been very good to me in this life. This maimed body of mine has been given me to be an object of compassion to all that pass. They give an alms, and acquire merit, and I too have acquired merit. No, no, Sahib, the talk is not of cruelty, but of blessings."

* * *

One of the things which the radio quizzes and the Gallup polls have revealed is the remarkable knowledge which most people have of trivial things such as movie plays, song titles, hockey and baseball leagues, etc., etc. However, recent studies have confirmed the popular notion that people likewise have a remarkable ignorance of things really worth knowing.

* * *

Private Daly had caused a rumpus in his barracks. He had knelt down by the side of his bed to pray before retiring. Soldiers mocked, started horseplay, threw shoes. "Are you the only one in your barracks who says his prayers on his knees?" asked the Commanding Officer, in a hearing concerning the affair. "Yes," said Daly. Within the next four months he was promoted from private to captain.

---

or the evil powers of a black cat crossing our path. Perhaps we should examine our consciences to see how these superstitions conform with our Catechism. Maybe, we, too, need absolution, eh? The funniest things about these superstitutions is the fact that some people become so engrossed in their powers that even a life might sometimes depend upon just such foolishness.

That reminds me of a Catholic I met in Paris, who would not go to church if full moon fell on a Sunday. He always stayed in bed while the moon was a perfect circle. This man feared perfection, because he believed that perfection on earth was only relative and an illusionary tempting of the devil—sort of a mirage on an ocean of ink. That was a new one on me. Maybe it was a crumb in the soup of Einstein's Relativity.

Why let someone place herbs on your belly for a belly-ache that might be an appendicitis, or a bowel obstruction, or a perforated ulcer, or even an ectopic pregnancy that might put you six feet below ground, if you do not see your doctor soon enough. See what I mean?

Well, don't dream of horses anyway. So long!

The Question Box

Only signed letters will be answered

If a person burns a vigil light for a deceased, what indulgence or benefit does that deceased person gain?

There is no indulgence, since that act to our knowledge has never been so enriched. There is, however, an alms, a good act, and to offer that for the benefit of a deceased person, is much like saying a prayer for him and is of similar benefit.

When a person offers Mass, prayers or vigil lights for a departed soul, does that person say: I offer this Mass for deceased—or should the person say: I offer this Mass or prayers to Jesus in penance for the sins of the deceased?

The Mass, prayers and good works, when offered for the Poor Souls, are always offered with the implied intention of suffrage and satisfaction in behalf of the deceased. It is therefore not necessary to expressly mention it in a special form of words.

Does a Catholic commit a sin by attending Protestant service with no intention other than that of listening to the musical program?

To attend a Protestant service with the intention of merely listening to the music may cause scandal and, in connection with non-Catholic sermons, hymns and prayers, may impair or weaken one's Catholic faith. Therefore one would sin in proportion to the scandal given or to the danger to which one is exposed. The desire to hear fine singing or music is not a valid justification for attending these religious services and exposing oneself to peril. This at least would be true if done frequently.

Is there any apparent reason why Our Lord should have chosen the simple elements of bread and wine to be changed into His Body and His Blood?

Bread and wine were chosen to show forth clearly that as food and drink nourish the body, so the Holy Eucharist nourishes the soul. Besides, these elements serve to illustrate the sublime mystery of transubstantiation, for since the food we take is changed into our substance, it is not repugnant that bread and wine should by the power of God be changed into the substance of the Body and Blood of Christ.

Some friends and myself have been discussing the following question: Is it possible for a Catholic person to marry a non-Catholic divorced person who was married by a minister? Some say that it is possible because the Catholic Church does not recognize that kind of a marriage. The others say that it is not possible because the Catholic Church does not believe in divorce. Could you help us out on this question?

A Catholic cannot validly marry a non-Catholic divorced person if the first marriage of that non-Catholic divorced person was valid. It makes no difference whether that person was married by a minister or a justice of the peace or a judge. There is only one possibility, namely, the case where neither of the non-Catholic parties was baptized, and one of them now wishes to be baptized and marry a Catholic. In this it is also required that the party remaining non-Catholic refuse to be baptized or live in peace with the converted party. This must be ascertained before the converted party may proceed to a Catholic marriage.

The reason why a Catholic cannot validly marry such a person is that the bond of matrimony already binds the latter. One may not marry again while his or her partner in valid marriage still lives. Only death dissolves a valid marriage bond. The Catholic Church does not believe in divorce, in the sense that she holds that divorce does not dissolve a valid marriage. She recognizes the valid marriages of non-Catholics. Thus, the Catholic Church holds that a divorced non-Catholic while still bound to the partner of his or her first marriage is not free to marry again, until that bond of marriage has been dissolved by the death of one of the parties.

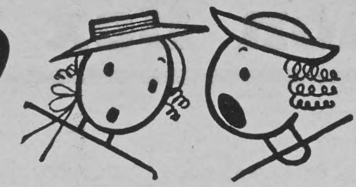
When we say that a person died in the state of grace, does that mean that we believe that the party has gone straight to heaven?

No. The state of grace means freedom from mortal sin. Such a one is in the friendship of God, and this is all that is understood by that expression. There are countless numbers who die in this happy condition and yet have some venial sins for which to atone or must still satisfy for the temporal punishment due to their sins. In these instances they do not go straight to heaven, but must pass through the purifying flames of purgatory. However, they are assured of possessing heaven. They have saved their souls.

In a conversation with a non-Catholic, I was told that Catholics are more narrow-minded than Protestants, since they will not attend non-Catholic services.

When broadmindedness places error and truth, wrong and right, sin and virtue on the same level, then it ceases to be anything noble. Yet this is exactly the kind of broadmindedness your non-Catholic friend would like Catholics to possess. He may not have looked at it in just that way, but it amounts to that. In matters of doctrine and worship, Catholics cannot be broadminded, because in this we have truth and others do not, or at best have only part of the truth. Where doctrine or worship does not enter we can hardly be called narrow-minded. In social, business and political relations we are very liberal. We do not refuse to be friendly with our non-Catholic neighbor or to vote for a candidate or deal with a merchant or storekeeper because of a religious difference. This is certainly clear as daily experience in the various walks of life testifies.

Have you heard these?



"You look sweet enough to eat," he whispered soft and low.

"I do," the fair one answered, "Where do you want to go?"

The Bore: "Ha, ha, ha, isn't that a funny story? Ha, ha, ha! Darling, I seem to be wound up tonight."

The Girl: "Yes, and yet you don't seem to go."

Mrs. Miller: "What do you use to clean your rugs?"

Mrs. Beam: "I've tried lots of things, but I find John the best."

Sailor: "Don't bother me, I'm writing to my girl."

Marine: "But why are you writing so slowly?"

Sailor: "She can't read very fast."

Junk Man: "Any old beer bottles you'd like to sell, lady?"

Old Maid: "Do I look as though I drank beer?"

Junk Man: "Any vinegar bottles you'd like to sell?"

An old woman underwent an operation. When she returned to consciousness, she was asked how she had felt under the anaesthetic.

"It was beautiful," she cried. "I thought I was in heaven till I saw the doctor!"

Vicar: "I have never christened a child who has behaved so well as yours."

Mother (beaming): "I have been getting him used to it with the watering can for the last week."

"You don't seem very enthusiastic, professor, about my daughter's chances of becoming a singer. Surely she has some possibilities!"

"Vell, yah ... she's got a mouth."

Bobby: "Daddy, that carpenter who's building the back steps must be an awful good man."

Daddy: "What makes you think so?"

Bobby: "He hammered his thumb, and then talked to God for five minutes."

Columbia, Tennesee, which calls itself the largest outdoor mule market in the world, some time ago held a mule parade, headed by the governor.

A patent medicine manufacturing company received the following letter from a satisfied customer:

"I am very much pleased with your remedy. I had a wart on my chest, and after using six bottles of your medicine, it moved to my neck, and now I use it for a collar button."

A few days after a farmer had sold a pig to a neighbour he chanced to pass the neighbour's place, where he saw their little boy sitting on the edge of the pig-pen watching its new occupant.

"How d'ye do, Johnny," said he, "how's your pig today?"

"Oh, pretty well, thank you," replied the boy. "How's all your folks?"

A. B. GEREIN
B.A., LL.B.
Barrister and Solicitor
Office Phone 4105
Res. Phone 23336
403 Kerr Bldg. — Regina, Sask.

MID-WEST COAL
COMPANY
COAL WOOD
"Built for Service"
H. WINGERT, Prop.
Burn GLO-COAL
—Best by Test
Office Residence
91519 - Phone - 29029

HOME GROCERY
It's a Pleasure
To Serve You
PHONE 6276
1035—11th Ave. — Regina
CHRIS. KIRCHNER, Prop.

Purity Meat Market
WM. FRIEDRICH, Inhaber.
Frisches und geräuchertes
Fleisch, Speck, Schinken
und Wurst
immer frisch auf Lager
Phone 5977

"My husband certainly does enjoy smoking in his den. Does your husband have a den?"

"No, he growls all over the house."

The Student's Burse . . .

Previously acknowledged	$ 804.95
Mr. J. D. Flegel, Grayson, Sask.	6.00
Mrs. R. Kekula, Artland, Sask.	5.00
A Friend, Regina, Sask.	1.00
Last will of Mrs. Zacher, Regina	350.00
Rt. Rev. Msgr. Schreiber, Akron, Ohio	2.00
A Friend, Donatus Parish	1.00
Mr. and Mrs. Jos. Gallinger, Macklin, Sask.	2.00
Mrs. Kosolofsky, Humboldt, Sask.	.80
Mrs. A. Schick, Lemberg, Sask.	3.00
Mrs. Frank Dettling, Fairview, Alta.	7.00
Mrs. W. Musch, St. Walburg, Sask.	20.00
Mr. and Mrs. K. Runge, Regina, Sask.	4.00
Total to date	**$1,206.75**

Please address your contribution towards the education of a priest to:

The Director of the Missionary Association of Mary Immaculate
c/o Marian Press—924 Victoria Ave.,
Regina, Sask.

"Queen of the Prairie Series"

A correspondence course of Catholic religious instruction on the Apostles' Creed by the Sisters of Service.

This course consists of twenty-eight leaflet lessons, each lesson accompanied by a set of objective questions.

For further information please write to the

SISTERS OF SERVICE
2220 Cameron St. Regina, Sask.

Insist on
Perfectly Pasteurized Dairy Products
and
Delicious "Purity" Ice Cream
"QUALITY YOU CAN TASTE"
THE PURITY DAIRY LTD.
Phone 7641

MODERN RADIATOR SERVICE
Radiators Cleaned, Recored and Repaired
for all makes of cars
Phone 6156
A. MACHT and A. FOLK
1932 Albert Street Regina, Sask.

Renew your subscription promptly. When moving send in both old and new addresses.

An Appropriate and Pleasing



PRESENT or GIFT

for a

BIRTHDAY, WEDDING or FEASTDAY

for a Relative or Friend

is a year's Subscription to

THE MARIENBOTE

Please send The Marienbote **for one year to:**

Name ....

Address ....

Enclosed you will find $1.00—also please mail a gift letter stating that the magazine is being sent with the compliments and best wishes of

Name ....

Address ....

ROGERS LUMBER & SUPPLY
CO., LTD.

LUMBER AND BUILDERS' SUPPLIES

Phone 92529 — COAL and WOOD

FUHRMANN & COMPANY
MEATS AND SAUSAGES

We buy dressed and live Cattle, Hogs and Fowl at the highest market prices.

PHONE 7615 — REGINA, Sask.

Corner 10th Ave. and St. John St.

MODERN GROCERY

Up-to-Date
QUALITY and SERVICE

Phone 5765 — Phone 5765

P. RUMP, Prop.

WE CALL AND DELIVER
CAPITAL DRY CLEANERS
1858 Broad Street, Regina

CLEANING — PRESSING — REPAIRING

Alterations of all kinds—Suits Sponged and Pressed

Country Orders are given Special Attention

Phone 5-5-5-2

"WE ALWAYS SELL FOR LESS"

This is no mere slogan—we demonstrate it in fact every day of the year. Truly a store of the people for the people! The store that brought lower prices to Western Canada! The store where everybody is welcome, whether you buy or not!

Members of our staff can converse with a customer in his or her native language.

THE STORE WHERE NO SALE IS FINAL UNTIL THE PURCHASER IS COMPLETELY SATISFIED

If it is not convenient for you to shop in person at one of our three stores, order by mail from our current catalogue. Same big values — same day mail-order service.

ARMY & NAVY
DEPT. STORES, LTD.

REGINA — MOOSE JAW — EDMONTON

Mail-Order Department at Regina only

Feuerversicherung

Erstklassige "Board" Gesellschaften
Raten auf Häuser für 3 Jahre, von $4.80 bis $5.60 per $1,000.
Häuser zu verkaufen in allen Teilen der Stadt.

ALOIS SIMON
NOTAR
Notarielle Dokumente

1764 Broad St. — Phone 8034

Catholic Art Calendars
for the year 1945

35 cents each - Order your's now from

THE MARIAN PRESS

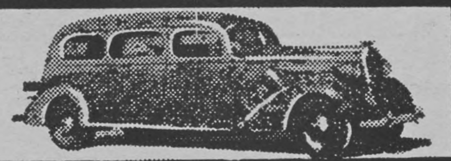
922—24 Victoria Ave. — Regina, Sask.

Support
Our
Advertisers

DAY OR NIGHT — LAND OR AIR

-SPEERS- AMBULANCE SERVICE

PHONE 23232



PHONE 4433

FUNERAL DIRECTOR